Nebraer Anzeiger

Erscheint
Mittwoch und Sonnabend.
Abonnementspreis
vierteljährlich 1,05 Mk., pränumerando durch die Post oder andere Boten 1,20 Mk., durch die Briefträger frei ins Haus 1,45 Mk.

für Stadt und Umgegend.

Gratisbeilagen:
Wöchentlich ein illustrirtes Sonntagsblatt und vierzehntägig eine landwirthschaftliche Beilage.

Insertionspreis
für die 1spaltige Korpus-Zeile oder deren Raum 10 Pf., Reklamen pro Zeile 15 Pf.
Inserate
werden bis Dienstag und Freitag 10 Uhr angenommen.

Amtliches Organ der königlichen und städtischen Behörden in Nebra a. U.

Nr. 80. | Nebra Sonnabend, 6. Oktober 1900. | 13. Jahrgang.

Die deutsche Antwort an China.

Ehe man sich noch recht darüber klar war, ob man den Brief des Kaisers Kwang-Süü an Kaiser Wilhelm für echt halten sollte, bringt Wolffs Tel. Büreau' bereits den folgenden Wortlaut der Antwort des deutschen Kaisers:

„30. September 1900. An den Kaiser von China! Ich, der deutsche Kaiser, habe das Telegramm Sr. Majestät des Kaisers von China erhalten. Ich habe daraus mit Genugthuung ersehen, daß Eure Majestät bestrebt sind, die schändliche, jeder Kultur hohnsprechende Ermordung Meines Gesandten nach Gebrauch und Vorschrift Ihrer Religion zu sühnen. Doch kann Ich als deutscher Kaiser und Christ diese Unthat durch Tranopfer nicht als gesühnt erachten. Neben Meinem ermordeten Gesandten ist eine große Zahl von Brüdern christlichen Glaubens, Bischöfe, Missionare, Frauen und Kinder vor den Thron Gottes getreten, die um ihres Glaubens willen, der auch der Meinige ist, unter Martern gewaltsam gestorben sind und als Ankläger Eurer Majestät erscheinen. Reichen die von Eurer Majestät befohlenen Tranopfer für alle diese Unschuldigen aus? Ich mache nicht Eure Majestät persönlich verantwortlich für die Unbill, welche gegen die bei allen Völkern für unantastbar geachteten Gesandtschaften verübt, noch für die schwere Kränkung, welche so vielen Nationen, Konfessionen und den Unterthanen Eurer Majestät, die Meinem christlichen Glauben angehören, zugefügt worden ist. Aber die Rathgeber des Thrones Eurer Majestät, die Beamten, auf deren Häuptern die Mitschuld des Verbrechens ruht, das alle christlichen Nationen mit Entsetzen erfüllt, müssen ihre Schandthat büßen, und wenn Eure Majestät sie der verdienten Strafe zuführen, so will Ich dies als eine Sühne betrachten, die den christlichen Nationen genügt. Wollen Eure Majestät Ihren kaiserlichen Arm dazu leihen und hierbei die Unterstützung der Vertreter aller beleidigten Nationen genehmigen, so erkläre Ich Mich Meinerseits damit einverstanden. Auch würde Ich die Rückkehr Eurer Majestät nach Ihrer Hauptstadt Peking zu diesem Zweck gern begrüßen. Mein General-Feldmarschall Graf v. Waldersee wird den Befehl erhalten, nicht nur Eure Majestät nach Rang und Würde ehrenvoll zu empfangen, sondern auch Eurer Majestät jeden militärischen Schutz zu gewähren, den Sie wünschen und dessen Sie vielleicht auch gegen die Rebellen bedürfen. Auch Ich sehne Mich nach Frieden, aber nach dem Frieden, der die Schuld sühnt, das begangene Unrecht in vollem Umfang und nach jeder Richtung wieder gut macht und allen Fremden in China volle Sicherheit bietet an Leib und Leben, an Hab und Gut, besonders aber zu freier Ausübung ihrer Religion. Wilhelm I. R."

Dazu bemerkt die Köln. Ztg.': Diese Antwort bewegt sich vollständig in den Bahnen, die auch in den vorhergehenden Kundgebungen des Deutschen Reiches befolgt worden sind. Sie ist von größter Entschiedenheit in der Frage der Sühne, maßvoll aber in der geforderten Ausdehnung der Strafe. Es lag auf der Hand, daß das vom Kaiser von China ausgesprochene Bedauern in Verbindung mit zeremonieller Ehrung der Opfer niemals als ein Aequivalent für die Schandthaten betrachtet werden konnte, die in China begangen worden sind. Dies hat der Kaiser wieder auf das eindringlichste ausgesprochen, und wenn seine Worte von höchster Deutlichkeit waren und Schandthaten als das bezeichneten, was sie sind, nämlich als Schandthaten, so begrüßen wir diese rückhaltlose Offenheit als das einzige vielleicht noch wirksame Mittel, um die Chinesen zu einer richtigen Erfassung der Lage zu bringen, die sie sich selbst geschaffen haben. Die kaiserliche Depesche weist zutreffend darauf hin, daß nur durch eine wirkliche und ausreichende Sühne die Wiederkehr solcher Ereignisse unmöglich gemacht und den Ausländern Sicherheit der Person, der Habe und des Glaubens gewährleistet werden könne. Wenn wir sagten, daß die Depesche des Kaisers sich auch durch Maßhalten auszeichne, so tritt dies in erster Linie dadurch hervor, daß der Kaiser von vornherein darauf verzichtet, den Kaiser von China für das Geschehene verantwortlich zu machen, sondern daß er ganz im Sinne der Bülowschen Note sich an die Rathgeber hält, die die Verbrechen herbeigeführt haben. Auch in bezug auf die Verhandlungen zeigt der Kaiser dasselbe Entgegenkommen, indem er dem Herrscher Chinas volle Sicherheit verbürgt und alle seinem Rang entsprechenden Ehrungen, wenn er nach Peking zurückkehren und dort die Verhandlungen mit den Vertretern der Mächte aufnehmen will. Indem der Kaiser die Rückkehr nach Peking anregt, hat er ein praktisches Mittel gezeigt, wodurch die Friedensverhandlungen ungemein beschleunigt und auf eine nützliche Grundlage gestellt werden können. Mit der kaiserlichen Depesche ist den Chinesen, soweit das bei ihnen überhaupt möglich ist, jede Ausflucht genommen worden, und sie werden nun Farbe bekennen müssen, ob es ihnen ernst ist mit ihren Erklärungen der Reue und ihrer Bereitwilligkeit, Sühne zu gewähren, oder ob wir es abermals nur mit einer jener verlogenen Spiegelfechtereien zu thun haben, in denen die Chinesen Meister sind.

Politische Rundschau.

Die chinesischen Wirren.

* Kaiser Wilhelm hat das Friedensgesuch des Kaisers Kwang-Süü bereits beantwortet. Er hält das Angebot der Trankopfer ꝛc. als keine genügende Sühne für die Ermordung Ketelers und der vielen Missionare, Fremden und Christen in China, macht aber den Kaiser nicht persönlich, sondern dessen Ratgeber verantwortlich, die der verdienten Strafe für ihre Blutschuld zugeführt werden müßten; dies würde Kaiser Wilhelm als eine Sühne betrachten, die den christlichen Nationen genügt. Das Schreiben schließt: „Auch würde Ich die Rückkehr Eurer Majestät nach Ihrer Hauptstadt Peking zu diesem Zweck gern begrüßen. Mein General-Feldmarschall Graf v. Waldersee wird den Befehl erhalten, nicht nur Eure Majestät nach Rang und Würde ehrenvoll zu empfangen, sondern auch Eurer Majestät jeden militärischen Schutz zu gewähren, den Sie wünschen und dessen Sie vielleicht auch gegen die Rebellen bedürfen. Auch Ich sehne Mich nach Frieden, aber nach dem Frieden, der die Schuld sühnt, das begangene Unrecht in vollem Umfang und nach jeder Richtung wieder gut macht und allen Fremden in China volle Sicherheit bietet an Leib und Leben, an Hab und Gut, besonders aber zu freier Ausübung ihrer Religion."

* Gegenwärtig steht der Telegrammwechsel zwischen dem Kaiser Kwang-Süü und dem deutschen Kaiser im Mittelpunkt des Interesses. Allgemein wird anerkannt, daß Kwang-Süü die Sache zu harmlos auffaßt (man hält übrigens Li-Hung-Tschang für den Verfasser jener Depesche), während Kaiser Wilhelms Sprache einfach und würdig sei. In der Kürze der Zeit konnten natürlich politische Folgen des Depeschenwechsels noch nicht in die Erscheinung treten; die Anschauungen darüber, was nun geschehen werde, gehen in der Presse des In- und Auslandes weit auseinander. Man befürchtet teilweise, daß nun einzelne Mächte einen Sonderfrieden mit China schließen werden. Aus Paris verlautet, gleich Deutschland wollen nunmehr (unter gewissen Bedingungen) auch andere Mächte dem Chinesenkaiser ihren Schutz versprechen, schon damit es nicht aussehe, als ob Kwang-Süü unter deutschem Protektorat stehe.

* Während man glauben müßte, Li-Hung-Tschang sei bereits in Peking eingetroffen, kommt aus Tientsin vom 29. v. die Meldung, daß der Vizekönig seine Absicht, nach Peking zu gehen, aufgegeben. Es verlautet, daß er Unterhandlungen mit dem russischen Gesandten beginnen wird, sobald der letztere in Tientsin ankommt, was inzwischen bereits geschehen sein muß.

* Die Degradierung des Prinzen Tuan und anderer hoher Beamter ist dem chinesischen Gesandten in Washington bestätigt worden.

Deutschland.

* In München fand am Dienstag die standesamtliche Eheschließung des Prinzen Albert von Belgien mit der Herzogin Elisabeth von Bayern statt.

* Der Entwurf von Bestimmungen über die Herstellung ausreichender und geeigneter Sitzgelegenheit in offenen Verkaufsstellen hat folgenden Wortlaut: 1) In denjenigen Räumen der offenen Verkaufsstellen, wo die Kundschaft bedient wird, sowie in den zu solchen Verkaufsstellen gehörenden Schreibstuben (Kontoren) muß für die daselbst beschäftigten Gehilfen und Lehrlinge eine nach der Zahl dieser Personen ausreichende Sitzgelegenheit vorhanden sein. Für die mit der Bedienung der Kundschaft beschäftigten Personen muß die Sitzgelegenheit so eingerichtet sein, daß sie auch während kürzerer Arbeitsunterbrechungen benutzt werden kann. 2) Die Befugnis der Polizeibehörden bleibt unberührt, im Wege der Verfügung für einzelne offene Verkaufsstellen oder durch allgemeine Anordnung für die offenen Verkaufsstellen ihres Bezirkes zu bestimmen, welchen besonderen Anforderungen die Sitzgelegenheit in Rücksicht auf die Zahl der Personen, für welche sie bestimmt ist, sowie hinsichtlich ihrer Lage und Beschaffenheit genügen muß.

* Mit dem 1. Oktober trat das Reichsgesetz vom 21. Mai 1900, betreffend die Patentanwälte, in Kraft. Nach § 19 dieses Gesetzes ist von jetzt an niemand mehr berechtigt, sich als „Patentanwalt" zu bezeichnen oder sich auch nur einen ähnlichen Titel beizulegen, ohne beim Kaiserlichen Patentamt in die Liste der Patentanwälte eingetragen zu sein.

* Ein Verband der Aerzte Deutschlands zur Wahrung ihrer wirtschaftlichen Interessen hat sich gebildet. Der Verband erläßt an sämtliche Aerzte einen Aufruf zum Beitritt; er befürwortet einen Zusammenschluß der Aerztestand, besonders zur Besserung der kassenärztlichen Verhältnisse.

* In Elsaß-Lothringen haben am Sonntag die Bezirkstagswahlen stattgefunden. Das Ergebnis liegt bisher nicht vollständig vor, nur soviel ist erkennbar, daß die Protestler, die in manchen Kreisen Lothringens, auch in der Stadt Metz, der Wahl ferngeblieben zu sein scheinen, in anderen Orten, wo sie ihre Stimmen in die Wagschale warfen, keinen Erfolg zu erzielen vermocht haben. Auch die Sozialdemokraten haben bis jetzt keinen Erfolg zu verzeichnen.

Frankreich.

* Der französische Minister des Auswärtigen Delcassé hat ebenfalls ein Zirkularschreiben an die Mächte gerichtet, das ein ziemlich eingehendes Programm der zu ergreifenden Maßnahmen in der Chinafrage enthält. Der französische Staatsmann wird zwar den deutschen Forderungen durchaus gerecht, schlägt aber vor, unbeschadet der Genugthuungsforderung, sofort die Verhandlungen mit den ernannten chinesischen Unterhändlern einzuleiten.

* Von der marokkanisch-französischen Grenze wird wieder einmal ein Zwischenfall berichtet. Nach einer Meldung der „Agence Havas" griffen Marokkaner in der Nacht zum 30. September die Station Duveyrier an; es sind von französischer Seite Verstärkungen dahin abgesandt worden.

England.

* Nach den bisherigen Wahlergebnissen in England gewinnt es den Anschein, als ob das Ministerium im ganzen gut abschneiden würde.

Belgien.

* Dem „Etoile Belge" zufolge kam es in Belverde zu einem heftigen Streit zwischen neu ausgehobenen Rekruten, die einer sozialistischen Versammlung beiwohnen wollten, und den Soldaten der Garnison, die dieses nicht zulassen wollten. Nachdem zur Unterstützung der letzteren eine Truppenabteilung herbeigeeilt war, gelang es dieser, die Rekruten wieder nach der Kaserne zu bringen. Sieben Rekruten wurden in Arrest abgeführt.

Spanien.

* Der Kriegsminister wird trotz der Reform der Artillerie und der Schaffung von Verteidigungswerken auf den kanarischen Inseln in seinem Budget Ersparnisse machen. Der Marineminister beschäftigt sich mit einem Entwurf betr. den Bau einer Flotte, für die 550 Millionen erforderlich sein werden.

Balkanstaaten.

* Den Entweichungen hoher türkischer Würdenträger aus dem Bereiche der Gewalt des Beherrschers der Gläubigen, die in den letzten Monaten mehrfach vorgekommen sind, schließt sich eine neue an. General Osman Pascha — einer der Generaladjutanten des Sultans — der befürchtete, verhaftet zu werden, hat heimlich Konstantinopel verlassen und ist auf einem französischen Dampfer in Marseille angekommen.

* Prinz Georg von Griechenland hat sich nach Rußland begeben, um den Zaren für seine Pläne bezüglich Kretas günstig zu stimmen.

Amerika.

* Die Bevölkerung Limas, der Hauptstadt von Peru, faßte den Entschluß, den früheren Finanzminister Balaunde, der angeblich 20 000 Pfund Staatsgelder unterschlagen haben soll, zu lynchen. Das Militär schritt gegen die Volkshaufen ein; 100 Personen wurden verletzt.

Afrika.

* Vom Kriegsschauplatz ist nichts zu berichten. Die Nachricht, daß die Boeren bei Lindley ein kleines englisches Piket angegriffen haben, ist nur dadurch bemerkenswert, daß ein Boer, den man gefangen nahm, die Uniform der Reiter Brabants trug. Es ist eine Bekanntmachung erlassen, in welcher jedem Boeren, welcher in englischer Uniform betroffen wird, mit Erschießung gedroht wird. Ferner haben die Boeren angeblich 20 Eingeborene bei Lindley erschossen, was unter den Schwarzen großen Schrecken erregt haben soll.

* Der Abzug der englischen Truppen aus Südafrika scheint jetzt in größerem Umfange zu beginnen. Eine ganze Gardebrigade hat Komatipoort verlassen und kehrt nach England zurück.

* Präsident Krüger zeigt sich für die portugiesische Gastfreundschaft erkenntlich. Der Generalgouverneur von Mozambique übermittelte dem König Karlos auf den Wunsch des Präsidenten Krüger dessen Glückwünsche zum Geburtstag des Königs und der Königin (28. September) sowie den Dank Krügers für die Gastfreundschaft, die er im Hause des Gouverneurs zu Laurenzo Marques genossen.

Die Heldinnen von Transvaal.

Im Pariser „Matin" rühmt der Kriegsberichterstatter Jean Carrere das heldenmütige Benehmen der Boerenfrauen in der Zeit der höchsten Not. Der tapfere Botha hatte seinen Truppen eine kurze Rede gehalten: „Ich will nur die bei mir behalten, die entschlossen sind, ohne Schwäche zu kämpfen; wer sich also ergeben will, kann in der Stadt bleiben." Etwas beschämt traten einige unter dem Vorwand zurück, daß ihre Frauen sie brauchten. Nun mußte man sehen, wie die Frauen die sich Unterwerfenden empfingen. Alte, ganz zitterige Boerenfrauen und junge, die Bäuerinnenhauben trugen, erwarteten sie mit dem Besen. „Feiglinge! Kanaillen! Ihr nennt euch Männer? Gebt uns Gewehre, daß wir an eurer Stelle kämpfen. Ihr habt Botha im Stich gelassen und Ohm Paul, nicht wahr? Mit Fußtritten hätten sie euch hierher bringen müssen . . ." Und die armen Teufel betraten unter den Schmähreden der Frauen und manchmal unter dem Hagel aller Sybben die Stadt. . . Die Tochter des französischen Generalkonsuls in Pretoria, Aubert, machte Carrere mit Frau Joubert und Frau Botha bekannt. Frau Botha sprach von ihrem Mann, als wenn er auf der Reise wäre. „Ich bin auf meinen Mann sehr stolz," sagte sie, „und Sie können sicher sein, daß er bis zum Ende Widerstand leisten wird." „Alle unsere Männer stehen vor der Front," bemerkte eine andere Dame, „und wir würden sie fortjagen, wenn sie wiederkämen." — Als wir hinausgingen, sagte ich zu Mlle. Aubert: „Wenn die Boeren je nachgehen, geschieht dies sicher nicht unter dem Einfluß ihrer Frauen." „Und sie sind alle gleich. Wir können noch zu Frau van Warmeloo gehen, die zwei Söhne im Heere hat." Wir hatten denselben Empfang; wir trafen sie mit ihrer Tochter allein. Sie trug ein Band in den Transvaalfarben um den Hut. „Denken Sie sich, sagte sie, „als meine Tochter neulich diesen Hut trug, befahl ihr ein Soldat, ihn abzunehmen. Als sie sich weigerte, wollte er ihn ihr abreißen. Da nahm sie ihn selbst ab, ich beklagte mich aber am nächsten Tage bei dem Polizeioffizier und sagte ihm, Transvaal wäre noch nicht erobert, es bliebe daher offiziell die Südafrikanische Republik, und wir hätten also das Recht, unsere Farben zu tragen. „Gnädige Frau," sagte der Offizier etwas ärgerlich, „der Krieg ist keine Sache zum Lachen." „Das ist möglich, mein Herr," antwortete ich ihm, „aber es wird Ihnen nicht gelingen, uns zum Weinen zu bringen."

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:3-171133730-61216334219001006-16/fragment/page=0001

Von Nah und Fern.

Gönezis „letzter Wunsch". Nachdem die letzte Hoffnung des Doppelraubmörders Gönezi auf Erhaltung seines Lebens durch den ablehnenden Bescheid des Kammergerichts, der ihm am Freitag mittag durch den im Untersuchungsgefängnis stationierten Gerichtsschreiber mitgeteilt wurde, geschwunden ist, hat er sich resigniert in sein Schicksal ergeben; denn auch von dem an den Kaiser gerichteten Gnadengesuch verspricht er sich jetzt keinen Erfolg mehr. Dagegen hat er als letzten Wunsch die Bitte ausgesprochen, vor seiner Hinrichtung seine Ehegattin sehen und von ihr Abschied nehmen zu dürfen. Da die Entscheidung des Kaisers innerhalb zehn Tagen bei der Staatsanwaltschaft einzutreffen pflegt, so dürfte Gönezi Mitte dieses Monats endlich dem Beile des Scharfrichters verfallen.

Eine Folge des 9 Uhr-Ladenschlusses. Um zu vermeiden, daß infolge des 9 Uhr-Ladenschlusses nach 9 Uhr abends wegen Fortfalls der Beleuchtung der Schaufenster die bisherige Straßenbeleuchtung, namentlich in den Hauptstraßen, unzureichend werde, hat die städtische Gasverwaltung Berlins eine durchgreifende Verbesserung der Straßenbeleuchtung in die Wege geleitet.

Ein siamesischer Prinz auf der Kriegsschule. An dem neuen Kursus der Kriegsschule in Kassel wird auch eine asiatische Fürstlichkeit Teil nehmen, Prinz Paribaton, ein Sohn des Königs von Siam, welcher dem Königin Augusta-Regiment zugeteilt wurde. Für den Prinzen und dessen Hofstaat wurde in Kassel eine ganze Villa gemietet.

Ein freudiges Wiedersehen in China feierten zwei Söhne des Konditors Wollenberger zu Apolda am 9. August in Tientsin, nachdem sie sich seit sechs Jahren nicht gesehen hatten. Wie der eine Sohn seinen Eltern per Postkarte mitgeteilt, erfolgte das Wiedersehen mit seinem Bruder im Lager von Tientsin ohne vorherige Anmeldung.

Eine Goethehalle soll auf dem Brocken im altdeutschen Stil errichtet werden. Der Plan ist, wie verlautet, bereits dem Fürsten Christian Ernst zu Stolberg-Wernigerode, dem Besitzer des Berges, unterbreitet worden. An den Brocken sind seine romantischen Wälder, Schluchten und Sagen knüpfen sich bekanntlich die größten Goethe-Erinnerungen. Das kraftvolle Gedicht „Harzreise im Winter", einige Szenen im Faust sind ganz erfüllt von dem düsteren, phantastischen Charakter der Brockenlandschaft. „Walpurgisnacht, Harzgebirg, Gegend von Schierke und Elend" 2c. könnten einem kongenialen Künstler die schönsten Motive zu architektonischen, bildnerischen und malerischen Erfindungen bieten.

Ueberfall. Vier auf dem Heimwege vom Geringswalder Jahrmarkt nach Großmilkau (nahe Mittweida) begriffene Mädchen wurden im Walde überfallen. Die 16jährige Gutsbesitzerstochter Winkelmann wurde durch Schnitte in den Hals getötet. Der Täter ist flüchtig.

Zwei Kinder von Ratten angenagt. Ein bedauerlicher Vorfall wird aus Hamburg gemeldet. Die beiden Kinder eines dort wohnhaften Gastwirts sind in der Nacht in ihren Betten von Ratten angenagt worden. Einem acht Wochen alten Säugling haben die gefräßigen Nager sehr gefährliche Bißwunden im Gesicht und an den Händen beigebracht, sodaß sein Zustand äußerst bedenklich ist; ein älteres Kind ist im Nacken angenagt worden und hat ebenfalls schwere Verletzungen davongetragen. Da die Eltern bis spät in die Nacht hinein in ihrem Wirtschaftsbetriebe thätig waren, so haben sie das Geschrei ihrer Kinder nicht hören können.

Durch Einatmung von Kohlengas erstickte Freitag nacht die Kaufmannsfamilie Eberhardt in Rinteln (Oberhessen), bestehend aus drei Personen. Ob Selbstmord oder ein Unglücksfall vorliegt, ist noch nicht festgestellt.

Zwei Straßenräuber in Köln überfielen am 1. d. in der Nähe des Sportplatzes einen Mann, beraubten ihn seiner Barschaft, Uhr und Kette und warfen ihn alsdann in den Rhein. Hierauf entflohen die Thäter. Der Mann konnte sich durch Schwimmen ans Ufer retten, brach aber dann zusammen und wurde durch einen des Weges kommenden Schutzmann ins Bürgerhospital übergeführt.

Auf tragische Weise kam der Journalist Fischtenbusch in Münster zu Tode. Derselbe that auf der zu seiner Wohnung führenden Haustreppe einen Fehltritt und stürzte mehrere Stufen hinab. Hierbei brach der 30jährige Mann das Genick.

Von der Pariser Ausstellung. Jetzt, da die Scharen der Besucher aus der Provinz und dem Ausland einigermaßen geringer geworden sind, zeigen sich die Pariser, die von ihrem Landaufenthalt zurückgekehrt sind, wieder zahlreicher in der Ausstellung, wo am jüngsten Sonntag die ansehnliche Ziffer von 536 695 Besuchern verzeichnet wurde. Das Wetter, das bisher ein außergewöhnlich gutes geblieben ist, scheint sich jetzt verschlechtern zu wollen, so daß wohl kaum die Durchschnittsziffer von zwei Millionen Billets pro Woche noch lange beibehalten werden dürfte. Bisher sind von den ausgegebenen 65 Millionen Billets 33 804 550 eingegangen, so daß bis zum Schluß der Ausstellung etwa 44 Millionen Billets einlaufen dürften. Der Preis der Billets ist bereits auf 20 Centimes gesunken und vielfach wurden zwei Billets für 35 Centimes verkauft.

Was ein persischer Orden wert ist, erhellt recht deutlich aus der Thatsache, daß ein Kellner vom Schah nicht weniger als drei solcher Ehrenzeichen erhalten hat! Ein Bodenbacher Kind, namens Ad. Pietschmann, war in dem Hotel „Langhorn" in Paris, wo der Schah abgestiegen war, als Zimmerchef angestellt und hatte dem orientalischen Herrscher durch seine Sprachkenntnisse einige kleine Dienste erwiesen, so daß er schließlich aufgefordert wurde, den Schah auf seiner weiteren Europareise zu begleiten. P. nahm das Anerbieten an und reiste im Gefolge des persischen Herrschers mit nach Ostende, Brüssel, dem Haag, Marienbad bis Wien. Die fernere Begleitung mußte unterbleiben, weil Pietschmann seiner Militärpflicht zu genügen hatte. Als Anerkennung seiner Verdienste verlieh ihm der Schah beim Abschiede den goldenen Sonnenorden, die goldene persische Medaille und das silberne persische Verdienstkreuz!

Ein berühmter Sammler, ein Spezialist in seinem Fach, ist gestorben. Wie aus Wien berichtet wird, ist in Steyr Anton Peternandel, der Begründer der nach ihm benannten Messersammlung, im Alter von 81 Jahren gestorben. Die Sammlung, die etwa 3000 Stück Messer aus alter und neuer Zeit umfaßt, wurde 1882 vom österreichischen Staat für die Eisenindustrie-Versuchsanstalt in Steyr angekauft. Ein starker Illustrierter Katalog dieser in ihrer Art einzigen kulturgeschichtlichen Sammlung ist vor einigen Jahren erschienen.

Ein Gesunkener. Als vor einer Reihe von Jahren sich der bekannte Tourville-Prozeß abspielte, wurde auch der Verteidiger des eines Gattenmordes beschuldigten Engländers über die Grenzen Oesterreichs hinaus bekannt. Bald war Dr. Edmund Marktbreiter der gesuchteste Verteidiger und ein aufsehenerregender Prozeß war ohne seine Mitwirkung in Wien kaum mehr zu denken. Trotzdem ist der Mann, wie man jetzt hört, vor kurzem in New York im Elend gestorben. Am 13. März 1898 verbreitete sich in Wien auf einmal das Gerücht, Dr. Marktbreiter sei flüchtig gegangen. Er hatte einige Tage vorher eine Geschäftsreise nach Paris und von dort aus weiter nach London angeblich zu seinem Bruder angetreten. Aber auch zwei von seinen Kindern hatten sich nach London begeben. Schon einige Tage später verbreitete in Wien sich das Gerücht, der renommierte Advokat habe sich in finanziellen Verlegenheiten befunden und beabsichtige, nicht früher nach Wien zurückzukehren, als bis ein Arrangement mit seinen Gläubigern getroffen sei. Bei seinem Verschwinden hatte Marktbreiter eine Eingabe an die Advokatenkammer gerichtet des Inhalts, daß er seine Praxis niederlege und Dr. Max Ornstein zum Uebernehmer der Kanzlei bestelle. Bald nach seiner Abreise war die Polizei gezwungen, einzuschreiten. Bei der Polizeidirektion hatte eine Dame die Anzeige erstattet, daß sie vor einem Jahre bei Dr. Marktbreiter, der ihr Vertreter in einem Zivilrechtsstreit war, 30 000 Gulden als Sicherstellung hinterlegt habe, und daß sie jetzt, da der Prozeß zu Ende sei, trotz ihres Drängens das Depot nicht zurückerhalten könne. Daraufhin wurde an die Kassa des Advokaten das Amtssiegel angelegt. Die Untersuchung ergab, daß der Advokat durchgegangen war, weil infolge seiner Manipulationen sein wirtschaftlicher Zusammenbruch zugleich den Verlust seines ehrlichen Namens bedeutet hätte. In Amerika suchte der ehemalige Wiener Anwalt sein Brot auf verschiedene Weise zu verdienen, einige Zeit war er auch Redakteur eines deutschen Blattes. Doch vermochte er sich auf die Dauer nicht zu halten. Jetzt ist er im Alter von 54 Jahren gestorben. Er hinterließ eine Witwe und drei Kinder.

21 Pestkranke befinden sich noch im Krankenhause zu Glasgow; 2 pestverdächtige Personen stehen unter Beobachtung.

Ein Geldschrank im Vatikan beraubt. Wie die „Agenzia Stefani" hört, haben Diebe im Vatikan einen Geldschrank der Verwaltung der päpstlichen Paläste erbrochen und daraus 357 000 Lira in Rententiteln und 3000 Lira in barem Gelde entwendet. Es stellte sich heraus, daß die Diebe mit den Oertlichkeiten wohl vertraut waren und den Diebstahl sorgfältig vorbereitet hatten. Die Nachforschungen nach den Dieben waren bis jetzt erfolglos.

Der Wolkenbruch in Ligurien hat sehr bedeutenden Schaden angerichtet. In den Orten Cengio, Mallare, Quiliano, Pian di Merlino und Millesimo wurden durch die infolge des Wolkenbruchs eingetretene Ueberschwemmung mehrere Häuser zerstört, viele andere drohen einzustürzen. Zahlreiche Brücken wurden in Trümmer gelegt. Die Felder sind in einem trostlosen Zustande. In Pian di Merlino haben die Fluten ein ganzes Haus mit der darin wohnenden Familie fortgerissen; sieben Mitglieder der Familie sind ertrunken. In Millesimo erreichte das Wasser eine Höhe von 10 Metern. Es steht fest, daß viele Menschen umgekommen sind, aber man kennt ihre Zahl noch nicht. Die Behörden senden Hilfsmannschaften. Man denkt, den Eisenbahnverkehr am 19. Oktober wieder voll aufnehmen zu können.

Eine Meuterei ist an Bord des französischen Dampfers „Guadiana" im Suezkanal ausgebrochen. Der Dampfer transportierte 400 Mann der Fremdenlegion von Oran nach Taku. Die Soldaten waren mit ihrer Unterbringung auf dem Dampfer unzufrieden und weigerten sich, gewisse Arbeiten auszuführen. Zwanzig der Soldaten stürzten sich ins Wasser. Es gelang ihnen zu entfliehen; nur vier konnten wieder eingefangen werden. Strenge Maßregeln sind zur Verhütung weiterer Zwischenfälle getroffen worden.

Unter dem Verdacht des Vatermordes ist in New York der 24 Jahre alte Johann Bauer festgenommen worden. Der Mord geschah im November 1896 in Münchsmünster (Bayern), indessen ist erst in neuerer Zeit der Verdacht auf den Sohn gefallen, der, wie er erklärt, schon vor der That nach Amerika gekommen war. (Die New Yorker Polizei glaubt, daß Bauer auch zwei Einbrüche in New York verübt hat, nämlich bei dem katholischen Geistlichen Mechler. Man hat bei Bauer Pfandscheine gefunden und Pater Mechler soll die Gegenstände, welche Bauer in verschiedenen Pfandläden versetzt hatte, bereits als sein Eigentum erkannt haben.)

Gerichtshalle.

Berlin. Trotz des Schuldbekenntnisses von den Geschworenen freigesprochen wurde der Großschlächtermeister Friedrich Graf, der wegen betrügerischen Bankrotts vor dem Schwurgerichte des Landgerichts stand. Der Angeklagte hatte am 19. Juni d. seinen Gläubigern angezeigt, daß er seine Zahlungen einstellen müsse. Außer einem Gespann war Aktivmasse nicht vorhanden. Einem der Gläubiger wollte es nicht einleuchten, daß Graf nicht noch im Besitz eines Teils des Erlöses aus den Schweinen sein sollte, die ihm erst kurz zuvor auf Kredit geliefert worden waren. Als Graf von einem Kriminalkommissar in die Enge getrieben wurde, räumte er ein, daß er seinem Schwager, dem Schlächtergesellen Hartmann, 1000 Mk. zur Aufbewahrung übergeben habe, die für ihn einen Notgroschen bilden sollten. Hartmann gab das Geld heraus, das den Gläubigern gerettet wurde. Der Staatsanwalt verkannte nicht, daß der Fall sehr milde liege, aber nach dem Geständnis des Angeklagten müsse dessen Verurteilung erfolgen. Der Verteidiger plädierte trotzdem auf Freisprechung. Die Kreditfrist, die dem Angeklagten gewährt worden war, lief erst am 23. Juni ab und bis dahin konnte er mit seinem Gelde machen, was er wollte. Man könnte doch gar nicht wissen, ob der Angeklagte bis dahin nicht noch anderen Sinnes geworden wäre und das Geld freiwillig herausgegeben hätte. Die Geschworenen gaben dann ihren Wahrspruch auf „Nichtschuldig" ab, worauf der Angeklagte freigesprochen werden mußte.

Halle a. S. Das Schwurgericht verurteilte den Arbeiter Lehmann aus Bölberg und den Steinbrecher Watz aus Hohenthurm wegen Wildbieberei und versuchten Totschlags zu 4½ bezw. 1½ Jahr Gefängnis.

Köln. Wegen Majestätsbeleidigung, Mißhandlung und Verübung groben Unfugs ist hier ein als Trinker bekannter Tagelöhner zu 6 Monat Gefängnis und 1 Woche Haft verurteilt worden.

Medizinische Wochenplauderei.

Aus den Verhandlungen des Medizinalbeamtenvereins, der soeben seine Beratungen geschlossen hat, sind von Interesse die Erklärungen des Dr. Ziemke, Assistenten am Institut für Staatsarzneikunde in Berlin, über die neueren Methoden des Blutnachweises vor Gericht. Sie gehen dahin, daß die Unterscheidung von Menschen- und Tierblut oder von Blut verschiedener Tierspezies untereinander auch nach den neuesten Resultaten der wissenschaftlichen Forschung mit einer Sicherheit, welche es erlaubt, vor Gericht ein bestimmtes, unfehlbar richtiges Urteil abzugeben, zur Zeit nicht möglich sei.

Auch mit der bisherigen Wohnungsdesinfektion war man nicht zufrieden. Professor Wernicke, Direktor des Hygienischen Institutes zu Posen, bezeichnete die Wohnungsdesinfektion nach Ablauf der Krankheit nur als eine halbe Maßnahme, wenn nicht ganz besonders desinfektorische Maßnahmen während des ganzen Verlaufes der Krankheit Platz greifen. Um hier Abhilfe zu schaffen, müsse in erster Linie die möglichst häufige Verbringung von Kranken mit ansteckenden Krankheiten in Krankenhäusern stattfinden, auch müsse das Krankenpersonal vermehrt werden, das betreffs desinfektorischer Maßnahmen besonders belehrt werden muß. Für Unbemittelte seien die Krankenpflegerinnen und Mittel zur Desinfektion unentgeltlich von den Behörden zu liefern. Ferner müssen in Großstädten in den Stadtteilen, die von der ärmeren Bevölkerung bewohnt werden, in den großen Mietskasernen immer einige Zimmer mit Küche und Zubehör frei bleiben, in welchen bei Ausbruch ansteckender Krankheiten wenigstens einige Kranke und eine Pflegerin untergebracht werden können. Hierzu sei ferner nötig, daß die Bevölkerung vor allen Dingen über die Ursachen und die Art der Verbreitung von ansteckenden Krankheiten überhaupt unterrichtet sei. Ein solcher Unterricht habe vor allem in allen Schulen und zwar bei den älteren Schulen stattzufinden, wie auch die Gesundheitslehre den Kindern schon in der Schule gelehrt werden müßte. Man sieht immer wieder, wie wenig der Mensch im allgemeinen ohne Arzt fertig werden kann, und es wird mit der Zeit noch so kommen, daß der Schularzt, der überall in größeren Städten neuerdings angestellt wird, um die Kinder auf ihren Gesundheitszustand hin zu prüfen, auch als Lehrer in das Schulkollegium aufgenommen werden wird, um den Unterricht in der Gesundheitslehre zu erteilen.

Nichts ist unangenehmer als schlaflose Nächte, und wer an Schlaflosigkeit leidet, wird zu einem großen erfinderischen Talent, da wir Aerzte äußerst ungern medikamentöse Schlafmittel verordnen, weil der Mensch sich zu leicht an dieselben gewöhnt und diese Gewöhnung eine große Gefahr in sich birgt. Daher greifen die Menschen zu allerhand unschuldigen Mitteln, um sich

Mußte es sein?

26] Roman von C. v. Berlepsch.

(Fortsetzung.)

Einige Hohenstiedt nahe stehende Freunde hatten ihn gebeten, sein Herz durch Aussprachen zu erleichtern und ihnen Gelegenheit zu geben, seinen Schmerz mit ihm zu tragen. Er hatte ihnen traurig erwidert, daß es unmöglich sei.

Die Kreise, in denen er verkehrt hatte, versuchten alles, um den Schleier des Geheimnisses zu lüften. Bald hieß es, Frau von Hohenstiedt sei geisteskrank, und ihr Mann habe dies erst am Nachmittag seiner Hochzeit entdeckt, bald, sie habe ein unglaublich heftiges Temperament, welches auf der Heimreise zum Ausbruch gekommen sei. Dies waren noch die unschuldigsten Gerüchte, aber es wurden auch andere, schlimmere, ausgesprengt.

Nach und nach lenkte zwar das allgemeine Interesse in andere Bahnen ein; die Thatsache aber war und blieb überall anerkannt, daß Walter von Hohenstiedt unglücklich verheiratet sei und sich von seiner Frau getrennt habe. Die Ursache hiervon war nun einmal nicht zu ergründen.

* * *

Anderthalb Jahre waren vergangen, und Walter von Hohenstiedt stand noch immer allein im Leben, getrennt von allen seinen früheren Beziehungen. Erst hatte er weite Reisen gemacht, dann sich wochenlang in kleinen Badeorten aufgehalten, wo er sicher war, keinen Bekannten zu begegnen. Den zweiten Winter brachte er im südlichen Frankreich und an der Riviera zu, jetzt, Ende April, hielt er sich in Wien auf. Sein Herz sehnte sich nach Schloß Bergheim, dessen Park und Waldungen zur Frühlingszeit besonders schön und herrlich waren; aber er konnte sich nicht entschließen, die Stätte seines kurzen Glücks, seines namenlosen Leids aufzusuchen, und Wien wurde ihm ebenfalls unerträglich. Außerdem hatte er gelesen, daß der Graf und die Gräfin Brandner eingetroffen wären und für die Zeit der Rennen und der Ausstellung ihr Stadthaus bezogen hätten. Um keinen Preis wollte er ihnen irgendwo begegnen.

Das Schicksal hatte es jedoch anders beschlossen. Eines Morgens besuchte er die Kunstausstellung und stand plötzlich Gabriele gegenüber. Als ihre Blicke sich trafen, wurde sie so leichenblaß, daß er glaubte, sie würde ohnmächtig umfallen; um ihren Mund zuckte es, als wolle sie seinen Namen rufen. Sie sah noch stattlicher und stolzer aus, als damals in Rodenhof, wo er sie zum letzten Mal gesehen, aber er schaute sie kalt an und ging ohne Gruß an ihr vorbei.

Nun litt es ihn nicht mehr in der Stadt. Er empfand die vollständige Entfremdung und Trennung von seiner Jugendgefährtin doch tiefer, als er geglaubt hatte: diese Begegnung war geradezu ausschlaggebend für ihn gewesen. Die ganze Vergangenheit trat vor sein geistiges Auge, und es schmerzte ihn unsagbar, Gabriele verachten zu müssen.

Er beschloß sofort abzureisen und wählte als Aufenthaltsort einen reizend gelegenen kleinen Ort in der Nähe von Abbazia. Dort würde er jagen, segeln und fischen können und wenigstens einige Wochen eine angenehme Beschäftigung haben. Irgendwo mußte er ja sein; warum nicht dort so gut wie anderswo. So reiste er plötzlich ab.

An einem schönen, sonnigen Tage im Mai hatte Walter v. Hohenstiedt einen weiteren Spaziergang an der Küste gemacht, nun saß er ausruhend auf einem Hügel und sah über das blaue Meer hinaus. Inmitten der üppigen Blütenpracht, die ihn umgab, dachte er an seine Knabenzeit, wie in der Heimat im Mai die Wiesen gelb von Butte blumen waren und die Hecken im Schmucke der Weißdornblüte strahlten. Und ein anderer Maitag stand ihm vor den Augen, unvergeßlich, denn er hatte damals Edith zum ersten Mal gesehen.

„Edith, Edith!" rief er schmerzerfüllt, und die Wellen schienen seinen Ruf aufzunehmen; wie ein fernes Echo tönte es verhallend: „Edith!"

Er lauschte, ob nicht eine Antwort kommen würde, und wirklich war es, als ob sein Wunsch in Erfüllung gehen solle: eine Stimme, die Stimme seiner Frau, rief seinen Namen.

Erschrocken sprang er auf. Was war das? Aber nichts regte sich ringsum. Das niedrige Gesträuch, das hie und da die Hügel bedeckte, die landeinwärts aufstiegen, stand regungslos wie vorher; der Weg, der am Strande hinführte und in langem Bogen weit von ihm verschwand, war menschenleer; die Möve strich noch immer über die Wellen hin. Weiterhin in der See lag ein Fischerboot, die Segel gerafft; das Anschlagen der Taue klang in dumpfem Ton, vom Winde getragen, zu ihm herüber, und in unartikulierten Lauten, wie aus dem Wasser heraus schallend, hörte er hin und wieder den Zuruf der Fischer, sonst war nichts zu sehen und zu hören.

Der Eindruck war so lebhaft gewesen, daß er darauf hätte schwören mögen, daß seine Frau seinen Namen gerufen; und doch mußte es eine Täuschung gewesen sein, durch die Erregung seiner Sinne hervorgerufen: denn wie sollte sie hier sein, wie konnte sie seinen Ruf vernommen und erwidert haben?

Langsam wandte er sich um und stieg den Hügel hinab. Er schaute nicht weiter um sich, sondern schritt, den Kopf gesenkt und die Hände auf den Rücken gelegt, in Gedanken dahin. So bemerkte er nicht die Gestalt in hellem Kleide, die nicht weit von ihm, durch einen blühenden Strauch gedeckt, am Hügel lehnte und wie erschrocken ihren geschlossenen Sonnenschirm vor das Gesicht preßte. Es war Edith, die zitternd und regungslos ihn nahen, ihn vorüberschreiten sah. Walter hatte recht gehört, und würden seine Gedanken ihn nicht so völlig in Anspruch genommen haben, so hätte er sein Weib bemerken müssen, obgleich sich ihr gelbes Bastkleid wenig vom Sandhügel abhob und das Gesträuch sie etwas deckte.

Als Walter später ihren Blicken entschwunden war, seufzte Edith tief auf und ließ sich nieder. Ihr Wunsch, ihren Mann zu sehen, in seiner Nähe zu weilen, war erfüllt. Sie hatte stets aufmerksam alle Zeitungen durchlesen, um irgend eine Notiz über Walter zu finden; sie hatte ihn in Gedanken auf allen seinen Reisen begleitet,

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:3-171133730-61216334219001006-16/fragment/page=0002

einzuschläfern. Letztere wurden von einem englischen Arzt gesammelt und mitgeteilt. Bekannt ist, durch Zählen von 1 bis 100 und rückwärts sich einzuschläfern, ein anderer muß den Fuß der vor dem Bett stehenden Lampe dreimal anfassen, ehe er einschlafen kann, oder er muß sich ein Taschentuch unter das Kopfkissen, oder ein feuchtes Tuch in den Nacken legen. Ein Freund des betreffenden Arztes las regelmäßig im Bett die ersten 16 Verse von Miltons „Verlorenes Paradies“; trotzdem er sie auswendig konnte, mußte es ihm nichts, wenn er sie rezitierte, sondern er mußte sie stets niemals öfter und weniger als 16 mal lesen. Das Lesen ist überhaupt ein weit verbreitetes Mittel, ohne daß sehr viele Menschen nicht einschlafen können, es gleicht in mancher Beziehung den Schlafmitteln, da es stets zur Gewohnheit wird und dem Körper nicht immer ungefährlich ist. Weiter wird von einem Engländer erzählt, daß er nicht einschlafen konnte, wenn er sich nicht im Geist vorstellte, er sei ein mehrfacher Millionär und hätte sein ganzes Vermögen testamentarisch seinen Verwandten und Freunden vermacht. Erst nachdem die einzelnen Summen richtig verteilt sind, schläft er befriedigt ein. Ein Londoner Omnibuskutscher mußte ein Zigarettenstück zwischen den Zähnen, einen Handschuh an der rechten Hand und den Namen seiner Endiation dreimal gerufen haben, ehe er einschlafen konnte. Was ist doch der Mensch manchmal für ein sonderbares Geschöpf!

Daß auch Schlangen nützliche Tiere sein können, wird wohl niemand ahnen, wenn man ihm nicht erzählt, daß das Schlangengift als Heilmittel gegen die Pest von indischen Aerzten verwendet worden ist, und zwar soll das Gift der Brillenschlange der Pesterkrankung besonders entgegenwirken. Das Schlangengift wird mit Glycerin vermischt und unter die Haut gespritzt; wunderbar ist hierbei, daß sogar größere Mengen Gift genommen werden konnten, ohne daß gefährliche Nebenwirkungen auftraten. Die Experimente sollen an pestkranken Affen mit gutem Erfolge gemacht worden sein. Es ist aber doch wohl sehr fraglich, ob der Mensch das Schlangengift mit solchem Wohlbehagen in sich aufnehmen kann wie der Affe, und wozu impft man die Affen erst mit Schlangengift, es ist doch viel einfacher, wenn man pestkranke Affen und Brillenschlangen in einem Raume zusammensperrt und sie ihrem Schicksal überläßt. Der Biß einer Brillenschlange wird doch ebenso heilend und balsamisch wirken wie die Einspritzung!

Dr. Julius Wolff.

Der Zahlkellner.

Die „Berl. Volksztg.“ schreibt: „Die Trinkgelderfrage ist nicht nur für die Kellner, sondern sehr häufig auch für die Besitzer der Lokale von einschneidender Bedeutung. Wir greifen eins der größten Berliner Nacht-Cafés in der Friedrichstadt heraus, um darzulegen, welche Bedeutung die Trinkgelderfrage auch für den Wirt hat. Der Zahlkellner in diesem Lokal hat von seinen Trinkgeldern folgende Zahlungen zu leisten. An den Besitzer des Lokals hat er von allen Einnahmen ein Aufgeld von 4 Prozent zu entrichten, also für rechnungsmäßige 100 Mark Einnahme je 104 Mark an den Wirt abzuführen. Er ist ferner verpflichtet, drei Hilfskellner mit je 3 Mk. täglich und einen Hilfskellner der den Morgendienst versieht, mit 1 Mk. täglich zu bezahlen, und ferner an den Kaffeekoch täglich 1 Mk. abzuführen. Außerdem hat der Zahlkellner sämtliche Streichhölzer, die im Lokal gebraucht werden, aus seiner Tasche zu bezahlen. Bei einer Einnahme von 500 Mark hat also der Zahlkellner an den Wirt 20 Mark abzuführen und außerdem für die Honorierung der Kellner u. s. w. 11 Mk. täglich zu zahlen, die er aus den eingehenden Trinkgeldern decken muß. „Trotzdem gelangt,“ so bemerkt dazu die „Volksztg.“, „ein großer Teil der Zahlkellner verhältnismäßig rasch zu einem gewissen Wohlstand, der ihnen erlaubt, sich selbständig zu machen. Um vieles ungünstiger und beklagenswerter ist das Los von Tausenden von Kellnern, die nicht Zahlkellner sind. Die überlange Arbeitszeit, die schlechte Unterkunft, die mangelnde feste Bezahlung, das alles sind Krebsschäden, die schon oft beleuchtet sind. Die Einrichtung der Zahlkellner ist, wie immer wieder hervorgehoben werden muß, ein schreiendes Unrecht gegen die übrigen Kellner. Aus welchem Grund legt sich denn der Gast die Buße des Trinkgeldes auf? Er will von dem Kellner gut und freundlich bedient sein, und in dem Maße, als dies geschieht, verabreicht er ihm ein Trinkgeld. Bei der Einrichtung der Zahlkellner kommt das Trinkgeld aber an den Unrechten, der es gar nicht verdient hat und mit dem der Gast gar nichts zu thun gehabt hat. Das Trinkgelderwesen läßt sich nicht abschaffen. An der Einrichtung der Zahlkellner aber haben in jeder Gastwirtschaft und in jedem Café nur zwei Leute ein Interesse, das sind der Zahlkellner selbst und, wie man aus obiger Darstellung ersieht, der Wirt. Hierin kann Abhilfe geschaffen werden, und daß es geschieht, daran haben ebenso sehr das Publikum wie auch, und diese besonders, die Kellner ein Interesse.“

Aus London.

Die Sitten im englischen Wahlkampf weisen manche uns völlig unbekannte und direkt komisch erscheinende Züge auf. Vor allem kommen für den Kandidaten zwei Dinge in Betracht, die „Canvass“ und die „Meetings“. Unter „Canvass“ versteht man den persönlichen Besuch, den jeder Kandidat jedem Wähler machen muß. Dieser Brauch besteht schon länger als ein Jahrhundert; er wird bereits vom Dichter Cowper in einem aus dem Jahre 784 stammenden Brief genau beschrieben: „Nach dem Diner,“ heißt es da, „faß ich mit zwei Damen ruhig zusammen, als zu unserem größten Erstaunen eine Menge Leute aus dem Volke vor unserem Fenster erschien. Es wurde an unsere Thür geklopft, die Straßenjungen schrieen und das Mädchen kündigte Mr. Grenville an. Mein zahmer Hase Pussy war gerade aus seiner Hütte gegangen, so daß der Kandidat durch die kleine, statt durch die große Thür eintreten mußte. Zum Glück sind die Kandidaten nicht sehr empfindlich gegen Beleidigungen und würden lieber durch die Fenster hereinkommen als gar nicht. In einer Minute waren der Hof, die Küche und der Salon voll. Grenville näherte sich mir und schüttelte mir mit besonderer Herzlichkeit die Hand; dann sprach er vom Zweck seines Besuches. Ich versicherte ihm, daß ich keinen Einfluß hätte, was er nicht glauben wollte, um so weniger, als der Schneider Ashburne versicherte, daß ich großen Einfluß hätte. So endete unsere Unterredung; Grenville drückte mir die Hand, umarmte die Damen und zog sich zurück. Er umarmte auch das Mädchen in der Küche. Die Straßenjungen schrieen, die Hunde bellten, und die große Menge, die dem Kandidaten folgte, verschwand.“ Heute geht es noch ebenso zu, es ist fast nur die Umarmung des Mädchens vom Programm gestrichen. Mehr als je sucht der Kandidat bei seinen Wählern einzudringen, zu einer Zeit, wo er sicher ist, sie zu treffen. Er kommt immer und macht einen Besuch von 5 Minuten bis dreiviertel Stunden. Ist der Wähler sehr alt oder sehr jung, so schickt der Kandidat seine Frau, die nun unter holdem Lächeln im Namen ihres Gatten Zettel in die Hand drückt. Das Lächeln besonders muß sich recht oft als wirksam erwiesen haben, denn häufig bekommt man folgende Warnung zu lesen: „Wähler von . . . . Ich weiß, daß ihr jedem männlichen Druck, der auf euch ausgeübt wird, widerstehen könnt. Aber hütet euch vor dem Druck, den Mitglieder des schwachen Geschlechts auf euer Gewissen auszuüben versuchen.“ Je nach dem Vermögen des Kandidaten nimmt der „Canvass“ verschiedene Formen an. So hielten sowohl der Lordmayor wie seine Gattin vor der Thür ihrer Wähler in Southwark in den vergoldeten Karossen des Mansion House, die mit sechs Pferden bespannt und vorn einem Postillion und hinten vor gepuderten Lakaien besetzt waren. Der brave John Burns ging meist zu Fuß, aber seit einigen Tagen hat ihm ein sozialistischer Vermieter aus Batterjea Park eine alte Droschke zur Verfügung gestellt. Winston Churchill steigt in die Bergwerke Oldhams hinunter, um die Bergleute ja sicher zu treffen. In diesem Jahre leistet die Automobile den Kandidaten hervorragende Dienste. So hat Leicester Harmsworth, der Bruder des bekannten Herausgebers, nicht weniger als sechs zu seiner Verfügung; so kann er also gar nicht stecken bleiben. In Irland haben sich O'Brien und Healy, die geschworene Feinde sind und sich beide um denselben Sitz in North-Louth bemühen, zum „Canvass“ gemeinschaftlich einen Wagen gemietet. Sie kommen also zusammen in dasselbe Dorf und halten vor demselbn Haus. Erst steigt O'Brien ab, und Healy wartet im Wagen, dann, wenn O'Brien fertig ist, kommt Healy an die Reihe. Beide Gegner haben auch gemeinsame Wahlversammlungen in den Dörfern organisiert. Die Pferde werden ausgespannt: O'Brien steigt auf den vorderen Sitz, um den sich seine Anhänger scharen, und Healy steigt auf den Hintersitz. Vorn hört man dann O'Brien seinen Gegner als Lügner bezeichnen und hinten qualifiziert Healy den seinigen als Renegaten! Aber trotzdem ist bis jetzt alles gut gegangen. Bei den „Meetings“ ist besonders Joe Chamberlain ein äußerst populärer Redner; der Grund seiner Volkstümlichkeit und Beliebtheit liegt zum großen Teil darin, daß er die Angewohnheit hat, seine Phrasen durch Faustschläge zu interpunktieren, was ihm den Beinamen „Boxer-Redner“ verschafft hat.

Das Oeffnen der Fenster im Winter.

Das Oeffnen der Fenster wird von verschiedenen Hausfrauen auch in ganz verschiedener Weise gehandhabt. Landleute thun dieses oft nach herkömmlicher Weise Sommer und Winter nicht, im Sommer in der irrigen Meinung, den Fliegen das Hereinkommen in die Stube abzusperren, im Winter deshalb, um das Feuerungsmaterial zu sparen. Manche Frauen hingegen übertreiben das Oeffnen der Fenster und Balkonthüren im Winter in der Meinung, daß kalte, reine Luft frisch an Gesicht und Körper erhalte, ohne dabei das Nachteilige des kalten Luftzuges zu berücksichtigen.

Geöffnet muß natürlich auch im Winter werden, um die für die Gesundheit nötige sauerstoffhaltige, erfrischende, leichte Luft in die Wohn- und Schlafzimmer einzuführen zum Ausgleich der durch die menschliche Ausatmung entstandenen, gesundheitswidrigen, zu viel Kohlensäure enthaltenen schweren Luft.

Die Notwendigkeit des Fensteröffnens wird jedermann schon deshalb leicht einsehen, wenn er bedenkt, daß ein Erwachsener stündlich ungefähr 20 Liter Kohlensäure ausatmet und ausdünstet, und wäre ein Raum vollständig abgeschlossen von der Außenluft, was jedoch nie ganz der Fall ist, so könnte ein Mensch in dieser Zeit 20—30 Kubikmeter reiner Luft verderben. Die Fenster infolge Ersparnis von Heizmaterial nicht zu öffnen, ist widersinnig, denn die schlechte kohlensäurehaltige Luft ist viel schwerer, wie ein aufmerksamer Beobachter schon am Druck auf seinen Körper wahrnehmen kann; daher drückt sie auch auf die durch Hitze im Ofen verdünnte Luft zu sehr und drängt sie vorschnell zum Schornstein hinaus, so daß viel Wärme unnütz verrieselt; auch nimmt sie selbst die Wärme schwer in sich auf, weshalb jeder die Wahrnehmung machen kann, daß ein vorher gelüftetes Zimmer schneller wieder warm wird, als ein nicht gelüftetes.

Die beste Zeit des Lüftens ist wohl die vor oder während des Reinigens des Zimmers, da die reinigende Person sich in Thätigkeit befindet und sich durch angemessene Kleidung vor der Zugluft schützen kann. Zu beachten ist jedoch dabei, daß die Sitzenden, sich in Ruhe Befindenden einen warmen, behaglichen, zugfreien Raum haben, da in dieser Lage die Leibeswärme an und für sich eine geringere ist. Selbstverständlich ist das Oeffnen der Thüren und Fenster im Winter auch nicht zu übertreiben.

Buntes Allerlei.

Ein halbes Dutzend Elsaß-Lothringer dient im aktiven Offizierskorps der deutschen Armee, die französische Generalität aber weist nach der „Frankf. Ztg.“ 130 Lothringer auf, nämlich 19 Divisions- und 29 Brigadegenerale im aktiven Dienst und 82 Generale z. D. und a. D.

Die gute alte Zeit kehrt wieder zurück, wie eine Anzeige des Gasthauses „Zur Ilge“ in Stein a. Rh. beweist. Darin werden, nach der „Konst. Ztg.“, acht Glas Most, eine Portion Käse und ein Brod für „einen Frank“ angeboten.

Papier aus Torffasern. Bei der gegenwärtigen Verteuerung des Papiers wird ein Ersatz der bisher zu dessen Fabrikation benutzten Rohstoffe durch billigeres Material mit Freuden zu begrüßen sein. Ein australischer Fabrikant hat nach einer Mitteilung des „Engineer“ ein solches in den Fasern des Torfes gefunden, die vor der Verwendung gereinigt und gebleicht werden. Das Verfahren soll schon in verschiedenen Ländern patentiert worden sein. Es gestattet die Herstellung nicht nur von einem außerordentlich dauerhaften Papier, sondern auch von Karton und Pappschachteln; auch sollen feinere Sorten von Torfpapier durch geeignete Behandlung erzielt werden können.

Der größte Nußbaum in ganz Europa wurde kürzlich im Kanton Waadt in der Schweiz gefällt. Sein Alter wurde auf 370 Jahre geschätzt. Er hielt 80 Kubikmeter Holz; der Stamm hatte sieben Meter Länge und durchschnittlich sechs Meter Umfang.

Karpfenplage in Amerika. In verschiedenen Strömen der Ver. Staaten Nordamerikas hat sich der Karpfen seit seiner Einführung aus Europa so ungemein massenhaft vermehrt, daß er nicht nur die heimischen Fische vertreiben hat, sondern daß durch sein massenhaftes Vorkommen auch die Wasserversorgung einzelner an diesen Flüssen liegenden Städte, die ihren Wasserbedarf aus denselben entnehmen, bedroht wird, indem durch die wühlende Thätigkeit so großer Karpfenmengen das Wasser beständig getrübt und schmutzig gefärbt wird, so daß sich die Bevölkerung der betreffenden Städte gegen die Wasserentnahme aus diesen schmutzig aussehenden Flüssen auflehnt.

Ein chinesischer Redakteur. Der allzeit fixe „New York-Herald“ hatte sich, sobald China „aktuell“ wurde, einen chinesischen Redakteur für schweres Geld kommen lassen und eröffnete eine chinesische Rubrik, in der dieser gelbe Kollege seine Ansichten den in Amerika ansässigen Landsleuten auf chinesisch vortragen sollte. Die Chinesen-Nummer erschien prompt, und Mr. Bennett war sehr stolz auf seinen genialen Einfall, denn die Auflage seines Blattes mußte an dem Tage um einige Hunderttausende vermehrt werden. In den Chinesenvierteln Amerikas aber erweckte die chinesische Nummer ungeheure Heiterkeit, und als man der Sache auf den Grund ging, fand sich, daß der chinesische Redakteur folgendes geschrieben hatte: „Sollte dies irgend einem Bruder Chinesen in die Augen fallen, so sei er gegrüßt vom Verfasser, der ihm alle Segnungen der 97 Götter wünscht. Sollte er von irgend einem christlichen Hunde gefragt werden, was der Verfasser hier geschrieben hat, so wolle er jenem erzählen, es sei ein Bericht von viel Fechten, Zerstören und Töten zwischen Japanern und Chinesen. Diese Zeitung gehört einem verfluchten Christen und ist nicht wert, daß ein Chinese, der etwas auf sich hält, darauf spuckt.“

* * *

Erblich entlastet. „Wie kommt es, Herr Leutnant, daß Sie keinen Schnurrbart haben? Ihr Herr Vater hatte doch sehr starken Bartwuchs.“ — „In dieser Beziehung, meine Gnädige, bin ich mehr nach meiner Mutter geartet.“

Schöne Aussicht. Gläubiger (wütend), „Jetzt haben Sie eine reiche Frau geheiratet und ich bekomme doch kein Geld!“ — Schuldner: „Ja, Meister, es ist schon alles verbraucht. Sie müssen halt warten, bis ich wieder einmal heirate!“

Schade. Verteidiger (zum Angeklagten): „Schade, daß Ihr Vater und Ihre Mutter solide Menschen sind! Ich könnte sonst erbliche Belastung feststellen.“

UNGER & HARTOT, BERLIN.

und als sie die Nachricht fand, daß er nach Abbazia gegangen, da wurde die Sehnsucht übermächtig in ihr, da hatte sie allein die weite Reise gewagt, ein kühnes Unternehmen für die junge, schüchterne Frau, die so still und abgeschieden lebte. Aber dort kannte sie niemand, sie brauchte nicht zu fürchten, Aufsehen zu erregen, sie konnte auf einige Stunden dieselbe Luft mit ihm atmen, vielleicht ihn aus der Ferne sehen, seine Stimme hören. Sie wollte daraus Trost schöpfen, und dann wieder zurückkehren in ihre Einsamkeit und ihr schweres Los geduldig weiter tragen. Allerdings hatte sie nicht gedacht, daß sein Anblick ihren Schmerz erneuen, lebhaft erneuen mußte, daß die kaum geschlossene Wunde wieder aufbrechen und frisch bluten würde.

Lange hatte sie gesessen, unschlüssig und unzufrieden mit sich; dann war sie aufgestanden; sie wollte zu ihrem Manne gehen und ihm sagen: „Nimm mich wieder auf, ich habe mir zu viel zugetraut.“ Nach wenigen Schritten aber hatte sie sich umgewandt, um von neuem zu sinnen, bis sie abermals zu dem traurigen Schluß kam: Kehre zurück, von wo du gekommen bist, und laß es so bleiben, wie du es selbst gewollt.

Langsam und fest entschlossen ging sie ins Hotel zurück, sich umschauend, daß sie nicht von Walter gesehen würde. Bis zum Abend blieb sie dort, dann benutzte sie den Nachzug zur Heimkehr, während der langen Fahrt nur an Walter denkend. Sein schmerzlicher Ruf: Edith, Edith! hatte ihr den Beweis gegeben, daß er ihrer mit Sehnsucht und unwandelbarer Liebe gedenke. Aber ihr eigener Schmerz fand dadurch nur neue Nahrung. Im Waldhaus gestaltete sich jetzt ihr Leben fast noch trauriger als früher. Bisher hatte sie eifrig studiert, um sich weiter zu bilden: jetzt war auch dies vorbei, sie empfand keine Freude mehr daran. Und auf die Genüsse, die sie sich hätte verschaffen können, — Reisen machen, oder Gesellschaft aufsuchen, — verzichtete sie freiwillig; es fehlte ihr dazu an Mut, Spannkraft, Lebensfreudigkeit.

Das einzige, was ihrem Leben Inhalt gab, war die Wohlthätigkeit, die sie in stiller, aber umfangreicher Weise ausübte. Für sich brauchte sie so wenig, die reichen Mittel, die ihr durch Walters Freigebigkeit zuflossen, benutzte sie vor allem dazu, um ihrer Mutter das Leben angenehm zu gestalten und sich der Armen und Kranken anzunehmen.

16.

Der Monat August war in diesem Jahr so schön wie selten und machte die Aussichten für Jäger besonders günstig.

Hohenried hatte sich entschlossen, nach Steiermark zu gehen, sich dort ein gut gelegenes Jagdrevier zu pachten und einige Wochen zu jagen. Die Aussicht, allein zu sein, lockte ihn besonders. Er konnte sich ganz gehen lassen, konnte, wenn er sonst zu nichts aufgelegt war, stundenlang auf dem Anstand liegen und über sein verfehltes Leben nachdenken.

Er mietete also ein kleines Jagdhaus, welches nur von zwei Männern in Ordnung gehalten wurde. Es war ihm in seiner jetzigen Verfassung schon eine Wohlthat, überhaupt kein weibliches Wesen um sich sehen zu müssen. Das Jagdgebiet war groß, und es vergingen einige Wochen, bis er entdeckte, daß er einen Nachbar hatte. In der Entfernung sah er einige Mal eine stattliche Erscheinung im Jagdanzug vorüberkreisen — offenbar jemand, der ebenso wie er die Einsamkeit liebte und aufsuchte. Walter spürte seinem Nachbar nicht weiter nach, er fühlte sich hier verhältnismäßig so glücklich, wie er es seit seinem Hochzeitstage nicht gethan hatte. Und wenn er statt zu jagen dalag und an Edith dachte, so brauchte er nicht zu fürchten, aus seinen schmerzlich süßen Träumen und Erinnerungen durch gleichgültige Menschen geweckt zu werden. Er fühlte sich zufrieden, weil er allein war.

Eines Tages war er früh ausgegangen mit dem Vorsatz, sich so müde zu laufen, daß er einmal fest und ruhig schliefe, während er sonst meist von beängstigenden Träumen, in denen er Edith auf irgend eine Art verlor, gepeinigt wurde. Er ging kreuz und quer, ohne auf den Weg zu achten, als sich ein heftiger Sturm erhob, wie sie häufig in der Gegend vorkommen. Die Sonne verdunkelte sich, der Regen strömte hernieder, und man konnte nur wenige Schritte vor sich sehen. Hohenriedt wanderte unverdrossen stundenlang weiter, hatte aber keine Ahnung, nach welcher Richtung ihn sein Weg führte. Schließlich kam noch der Hunger zur Müdigkeit, und Hohenriedt fing an, den Ernst seiner Situation zu begreifen. Er war durchnäßt und völlig erschöpft, seine Füße wollten ihn nicht mehr tragen, und jede Anstrengung schien ihm nutzlos — sie konnte ihn so möglicherweise weiter ab vom Ziel bringen.

Ein- oder zweimal rief er laut, doch nur das Echo antwortete. Also am Wege liegen bleiben und sterben, das würde sein Ende sein! Was würde die Welt dazu sagen, was sein süßes Weib, wenn sie die Notiz in der Zeitung las: Tot aufgefunden im steiermärkischen Gebirge! Um ihretwillen war er betrübt, nicht für sich; seit er sie verloren, war ihm das Dasein keine Freude mehr. Aber sie würde trauern, und jeden Kummer hätte er ihr gern erspart.

Plötzlich flammte ein Lichtschein vor ihm auf. Er kam aus einem Fenster, und Walter sah, daß er gerettet war. Mit seiner letzten Kraft erreichte er die Thür des Hauses und klopfte an, dann aber fiel er bewußtlos zu Boden. — — —

Als Walter zur Besinnung kam, fand er sich von mehreren Herren umgeben, von denen einer ihm ein Glas Kognak an die Lippen hielt.

„Das ist ja noch glücklich für Sie abgelaufen,“ sagte eine wohltönende Stimme; „wie lange sind Sie unterwegs?“

„Seit heute früh acht Uhr,“ entgegnete Walter matt.

„Und jetzt ist es fast ebenso spät am Abend. Sie können froh sein, daß Sie mit dem Leben davon gekommen sind.“

Walter seufzte. Wie wenig Wert hatte das Leben für ihn ohne Edith!

„Es haben in den letzten Jahren verschiedene Herren auf diese Weise das Leben verloren,“ fuhr dieselbe Stimme fort. „Erst im vorigen Herbst der Oberleutnant Wildungen, und da vergangen vier Tage, ehe man ihn fand.“

Nachdruck verboten. (Fortsetzung folgt.)

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:3-171133730-61216334219001006-16/fragment/page=0003

Vermischtes.

Nebra, 5. Oktober. Der Ertrag der für das Eckarkshaus durch den Polizei-Sergeant Meyer eingeholten Kollekte beläuft sich auf 24 Mark 5 Pfennig, gegen 14 Mk. im Vorjahre. Hoffentlich wird der Ertrag sich auch in den ferneren Jahren steigern und mancher, der jetzt seine Gabe für dieses nützliche Werk noch verweigert, dazu beitragen. — Herr Rektor Zahn ist hier eingetroffen und wird bei Beginn des Schulunterrichts in sein neues Amt eingeführt werden. — Herr Gerichtsvollzieher Krammisch, welcher zum 1. Oktober als solcher nach Quedlinburg versetzt ist, hat seit 1. April 1885 hier seines Amtes gewaltet. Mag auch die Amtsthätigkeit des Herrn Krammisch manchen manchmal recht unangenehm gewesen sein, so erfreute sich gedachter Herr doch als Bürger und Beamter eines guten Ansehens und ist sein Weggang allgemein bedauert worden. — Bei dem gestern anstehenden Verpachtungstermin des hiesigen Schützenhauses wurden von nachstehenden Brauereien folgende drei Höchstgebote abgegeben: Lischke-Liedersteedt 2435, Berger-Merseburg 2450, Oettler-Weißenfels 2460 Mark. In der am Sonnabend stattfindenden Generalversammlung wird der Zuschlag einer von den genannten Brauereien erteilt werden. — Gestern vormittag wurde in der Zuckerfabrik Vitzenburg der Zuckerkocher Karl Hennicke aus Pretzsch durch überkochenden Zucker derart verbrüht, daß sich seine Aufnahme in das hiesige Johanniter-Krankenhaus nötig machte.

Eine neue Bestimmung der Gewerbeordnung ist mit dem 1. Oktober in Kraft getreten. Nach derselben haben minderjährige Fabrikarbeiter ein Lohnzahlungsbuch zu erhalten, in welches bei jeder Lohnzahlung der Betrag des verdienten Geldes einzutragen und von dem Arbeitgeber oder seinem Bevollmächtigten zu unterzeichnen ist. Das Lohnzahlungsbuch enthält Namen des Arbeiters, Ort, Jahr und Tag seiner Geburt, sowie den Namen und letzten Wohnort seines Vaters oder Vormundes und die Unterschrift des Magistrats. Das Lohnzahlungsbuch ist dem minderjährigen Arbeiter bei der Lohnzahlung auszuhändigen. Durch diese Bestimmung ist dem Vater oder dem Vormund des minderjährigen Arbeiters auch eine Kontrolle des Lohnes in dem Falle ermöglicht, wenn der jugendliche Arbeiter in Akkordarbeit beschäftigt wird.

Die Weihnachtssendungen für unsere ostasiatischen Truppen durch Feldpostpakete müssen, wenn sie den Empfängern rechtzeitig zugeführt werden sollen, spätestens mit dem am 30. Oktober von Bremerhaven abgehenden Reichspostdampfer befördert werden. Zur größeren Sicherheit für das rechtzeitige Eintreffen empfiehlt es sich aber, die Auslieferung so zeitig zu bewirken, daß die Beförderung bereits mit der Schiffsgelegenheit vorher — von Hamburg den 17. Oktober — erfolgen kann. Zulässig sind Pakete bis 2½ Kilogramm. Die Adressierung erfolgt mittels Feldpostkarte, das Porto beträgt 1 Mark.

Markröhlitz, 3. Oktober. Dem Vernehmen nach ist in der vergangenen Nacht der Handelsmann Eckersberg aus Naumburg zwischen hier und Pettstädt überfallen und seiner Baarschaft im Betrage von 60 Mark beraubt worden. Er ist am Kopfe schwer beschädigt.

Naumburg. (Marktpreise.) Butter 2,40 bis 2,50, Eier 4—4,20, Gänse 3,50—5, Enten 1,80—2,30, Rebhühner, Kaninchen 0,80—1, Tauben 0,70—0,90, Hasen 2,80—3,40, Kartoffeln 2—2,40, Käse 2,40—2,50, Gurken 1 bis 1,50, Senfgurken 0,80—1, Pfeffergurken 3 bis 4, Birnen 2—3, Aepfel 1,75—2,50, Karpfen 1—1,10, Schleie 1,10—1,20, Aale 1,40—1,50 Mark, 1 Mdl. rote Rüben 40—45, Quitten 40—60, Pastinaken, Rettiche 25—30, Kohlrüben 70—80, Tomaten 30—35, Salat 60—70, Kohlrabi 30—40, Pfirsichen 80—150, 2 Liter Zwiebeln 25—30, Backobst 20—25, 2 Schock Pflaumen 10—15, Nüsse 20—25, Möhren 10 bis 15, Spinat 70—75, Wein 20—30, 1 Bd. Radischen 10—12, 4 Krautköpfe 15—30 Pfg.

Alle Exemplare unserer heutigen Ausgabe enthalten einen Prospekt betreffend **Lungenleiden.** Wir empfehlen diese Abhandlung der Beachtung unserer Leser.

Reichardt's Unsichtbarer Kakao

sind die einzigsten, ergiebigsten und bekömmlichsten u. werden zu wirklichen Fabrikpreisen (M. 1,40 bis 2,40 das Pfund) direkt an Private seitens der Fabrik Kakao-Compagnie Theodor Reichardt, Wandsbeck-Hamburg geliefert. Filialen in den grossen Städten.

Kostproben und Preislisten umsonst und postfrei.

Damast-Seid.-Robe Mk. 16.20 und höher — 12 Meter! — porto- und zollfrei zugesandt! Muster umgehend; ebenso von schwarzer, weißer u. farbiger „Henneberg-Seide" von 85 Pf. bis 18,65 p. Met. **G. Henneberg,** Seiden-Fabrikant (k. u. k. Hofl.) **Zürich.**

Kirchliche Nachrichten.

17. Sonntag nach Trinitatis.

Es predigt um 10 Uhr:
Herr Oberpfarrer Schwieger.
Es predigt um 2 Uhr:
Herr Diakonus Beisert.

Amtswoche: Herr Diakonus Beisert.

Getauft: Am 30. September Friedrich Johannes Linge.

Beerdigt: Am 2. Oktober Albert Fritz Kaiser, 12 Tage alt; am 4. Oktober totgeborenes Kind Solle.

Neubestellungen auf den „Nebraer Anzeiger" für das IV. Quartal 1900 nehmen die kaiserlichen Postanstalten, unser Bote, sowie die Expedition entgegen, und beträgt der Abonnementspreis bei Abholung von der Expedition 1,05 Mk., durch unsern Boten mit Bringerlohn 1,20 Mk. gegen Vorausbezahlung und Aushändigung der Quittung, durch die Post bezogen 1,20 Mk., durch die Briefträger ins Haus 1,45 Mk. incl. Bestellgeld.

Bekanntmachungen.

Bekanntmachung.

Durch § 139e des am 1. October 1900 in Kraft getretenen Reichsgesetzes vom 30. Juni 1900, betr. die Abänderung der Gewerbeordnung, ist vorgeschrieben, daß von 9 Uhr Abends bis 5 Uhr Morgens offene Verkaufsstellen für den geschäftlichen Verkehr geschlossen sein müssen.

Nur an höchstens 40 von der Ortspolizeibehörde zu bestimmenden Tagen jedes Jahres kann der geschäftliche Verkehr in solchen Verkaufsstellen bis spätestens 10 Uhr Abends ausgedehnt werden. Diese 40 Tage werden möglichst im Einverständniß mit den hiesigen Gewerbetreibenden bestimmt werden.

Nach § 139c des gedachten Gesetzes ist in den offenen Verkaufsstellen und den dazu gehörenden Schreibstuben und Lagerräumen den Gehülfen, Lehrlingen und Arbeitern nach Beendigung der täglichen Arbeitszeit eine ununterbrochene Ruhezeit von mindestens 10 Stunden zu gewähren. Eine Ausnahme hiervon ist unter anderen an jährlich höchstens 30 von der Ortspolizeibehörde zu bestimmenden Tagen gestattet. Auch hierüber wird noch Bestimmung getroffen werden.

Nebra, den 2. October 1900.

Die Polizei-Verwaltung.
Strauch.

Wer wagt — gewinnt!

Mit Drei-Mark-Loosen der staatlich genehmigten und auch in Preußen und Baiern erlaubten **3. Meißner Dombau-Geld-Lotterie** sind zu gewinnen ev. Mark 100000, oder 60000, 40000, 20000, 10000, 2 mal 5000, 10 mal 3000 und noch 13145 andere ansehnliche Geldgewinne; zusammen Mark 375000, **alles baar,** kein Abzug. Loos-Bestellungen bittet man sofort an den königl. sächs. Collecteur **Alexander Hessel Dresden,** Weißegasse 1 zu richten, da Ziehung schon vom 20—26. **October** stattfindet. Versandt auch gegen Nachnahme. (Porto und Liste nach auswärts 30 Pfg. mehr.)

Gute reife Pflaumen und Weintrauben

verkauft **L. Schlichting, Liederstädt.**

Aepfel zum pressen

kauft **Hermann Ethner.**

FÜR JEDEN TISCH!
FÜR JEDE KÜCHE!

leistet die grössten Dienste zur Herstellung schmackhafter Suppen, Saucen und Gemüse. — **Wenige Tropfen genügen.**

Prüfet Alles und behaltet das Beste!

C. Lück's Gesundheits-Kräuter-Honig

Das Allerbeste und Gesundeste seiner Art!
Ueber 500,000 Familien gebrauchten es!
Fast 60 Jahre bewährt!
Ein Beweis f. Güte, Solidität und ungewöhnliche Eigenschaften!
Stets reelles, vorzügliches Haus-, Hilfs- und Kinderungsmittel!
Sollte in keinem Haushalt fehlen!
Ueberraschend günstige Erfolge!
Freiwillig ertheilte, glänzende Anerkennungen, massenhafte Dankschreiben!

Name, Etikette und Verpackung genießen weitestgehenden Schutz des kaiserlich. Patentamtes. Bekannt als bestes, wirksamstes Linderungsmittel bei **Husten jeder Art,** Kinderhusten, Keuchhusten, Stickhusten, Krampfhusten, Kitzelhusten, Bluthusten, Verschleimung — auch der stärksten Art, Heiserkeit, Engbrüstigkeit, Schleimfieber, hustenstillend, reizmildernd, anfeuchtend. Als **Genuß-, Nähr- u. Kraftmittel** bei magenschwachen u. schwächlichen Personen, Bleichsucht, Blutarmuth, Entkräftung, Schwindsucht, von ganz besonderem Wert. Hat seine Probe millionenfach bestanden. Beständigkeitsbeschaffenheit. Die echten Lück'schen Kräuterpräparate der alten bekannten und bewährten Firma C. Lück in Colberg sind anerkannt gute Hausmittel, welche sich infolge ihrer Wirksamkeit und Reellität die ganze Welt erobern.

Man fordere umsonst Gebrauchsanweisung von C. Lück, Colberg.

Preis: Flasche M 1.—, M 1.75, und M 3.50.

Sollte in keiner Familie als erste Hülfe fehlen.

Echt nur in den Apotheken.

Packungen von anderem Ausehen wie nebenstehende verfälschen Abbildung der **rothen** Umhüllung weise man als unecht zurück. — Es giebt keinen Ersatz für die echten Lück'schen Kräuter-Präparate!

Es darf nur der C. Lück'sche Gesundheits-Kräuter-Honig von C. Lück, Colberg, als echt verkauft werden!

Verkleinerte Abbildung der rothen Verpackung.

Bestandtheile: 100 kg. Honig, 20 kg. Kirschsaftsaft, 20 kg. destilliertes Wasser, 10 kg. Weinsäure, je 1,5 kg. Hoffattich, Spitzwegerich, Ehrenpreis, Salbeigarbe, Ringelblumen, je 0,5 kg. Himbeer, Kaiserzwenge, Lungenmoos, je 2 kg. Alantwurzel, Enzian, Veilchenwurzel und Schwarzwurzel.

Muster der Neuheiten von Damen- und Herrenkleiderstoffen auf Verlangen gratis.

6 m Winterstoff zu einem Kleid	Mk.	1.50
6 m Damentuch, solide Qual., zu einem Kleid	„	3.—
6 m Lodenstoff, „ „ „ „	„	3.90
6 m Crêpe, reine Wolle, „ „ „ „	„	5.40
3,30 m Cheviot zu einem Herren-Anzug	„	5.—

versendet **franco per Nachnahme** das Versandthaus **Hch. Hättich, Haslach,** Baden.

Arbeiter für Hofarbeit, sowie Frauen zum Rübenabladen werden noch angenommen.

Zuckerfabrik Vitzenburg.

J. Völlner's weltberühmte Rheumatismus-Watte,

seit 1855 im Handel, vielfach ärztlich empfohlen! Altbewährtes Hausmittel gegen alle Arten Erkältungen, als **Rheumatismus, Lähmungen, rheum. Kopf- u. Zahnschmerzen, Heiserkeit, Influenza** ꝛc. Vorzüglich zu verwenden als Leib-, Rücken- und Knie-wärmer.

Original-Packete à 50 Pfg. u. 1 Mk.

General-Verkauf für **Nebra** und Umgegend **Otto Wobig,** Drogerie.

Fabrikant W. Völlner, Hamburg.

China-Wein mit Pepsin,
gegen Verdauungsstörungen und Magenbeschwerden, à Flasche **1,50** Mk.

Senega-Honig,
gegen Husten und Heiserkeit, à Flasche **1,50** Mk.

Tamarinden-Essenz,
zum Abführen und Blutreinigen, à Flasche **1,50** Mk.

Privilegirte Apotheke Nebra.

Haben Sie Zahnschmerzen??

So kaufen Sie **Feistkorn's Zahnschmerzstiller,** dieser beseitigt augenblicklich jeden Zahnschmerz! Sie werden durch die sofortige Wirkung überrascht sein. Zu haben à 35 Pf. bei:

Otto Wobig, Drogerie.

Zum 1. Oktober sucht ein ordentliches, fleißiges

Dienstmädchen

Elisabeth Bauer, Naumburg, gr. Neustr. 27.

Eine Wohnung, am liebsten mit Stallung für ein Pferd, wird zu miethen gesucht. Zu erfragen in der Expedition d. Bl.

Köstritzer Schwarzbier

von jetzt ab 21 Flaschen 3 Mark.

Moritz Elsner.

Obstpflücker

— für sämmtliche Obstsorten —

empfiehlt **R. Barthel.**

Monatlich 125 bis 200 Mark Verdienst — auch Nebenverdienst

für Männer und Frauen in Stadt und Land leicht zu erreichen. **Besondere Kenntnisse sind nicht erforderlich.** Großartige reelle Sache. Das Geschäft ist ohne jegliches Capital zu betreiben, da Einrichtung unentgeltlich geliefert wird. Näheres durch

S. W. Janssen, Fabrikant, Oldenburg i. Grossh. Nr. 2.

Schützenhaus.

Sonntag, den 7. Oct., von Abends 8 Uhr an

Tanzvergnügen,

wozu freundlichst einladen

Wächter. **Lüttke.**

— Eintritt frei. —

Großwangen.

Zur Kirmess

Sonntag, den 7. und Montag, den 8. Oct., sowie zur

Nachkirmess

Sonntag, den 14. October,

ladet freundlichst ein **W. Biermann.**

Reinsdorf.

Sonntag, den 7. Oct., von Nachm. 3 Uhr an

großer

Einzugs-Ball,

wozu ergebenst einladet **Herm. Bernschein.**

Der **billigste, weil beste Kalender** ist

Payne's Illustrirter Familien-Kalender 1901.

Jeder Laie wird sich beim Anblick der 120 Seiten im Vergleich mit ähnlichen Nachahmungen sofort von der Richtigkeit obenstehenden Ausspruchs überzeugen, denn kein anderer Kalender ist imstande,

für nur 50 Pfg.

das zu bieten, was **Payne's Illustrirter Familien-Kalender** alljährlich in stets sich selbst übertreffender Vervollkommnung bietet. Ausser den sehr beliebten, reich illustrirten Erzählungen bringt er auf praktischem Gebiete:

Zehn Extra-Beilagen: Kunstdruck, ein Portemonnaie-Kalender, vier Separatbilder, Wand-Kalender, Plan der Pariser Weltausstellung, Militärstatistische Tafel und deutsche Flotte, ein illustrirtes Spielbuch.

Man achte darauf, dass man **Payne's Illustrirten Familien-Kalender 1901** erhalte und nehme keine nur **scheinbar billigere Nachahmung** desselben. Payne's Illustrirter Familien-Kalender 1901 ist durch die Expedition dieses Blattes sowie deren Boten zu beziehen.

H. Gehring, Rossleben, empfiehlt Herren- und Damen-Confection in reicher Auswahl zu sehr billigen Preisen.

Redaction und Druck der drei ersten Seiten von Hermann Arendt's Verlag in Berlin. Redaction und Druck der vierten Seite und Verlag von Karl Stiebitz in Nebra.

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:3-171133730-61216334219001006-16/fragment/page=0004

Wöchentlich erscheinende illustrierte belletristische Unterhaltungs-Beilage.

Sonntagsblatt.

Jagdzeit.

Lampe fährt aus seinem Traum,
Traut den eignen Löffeln kaum,
Springt empor und äugt und lauscht,
Was vom Wald herüberrauscht.

Hu, ein Hifthorn dort erschallt —
Häslein überläuft's ganz kalt!
Kaum sich's zu bewegen traut —
Oh, jetzt giebt die Meute Laut!

Häslein legt die Löffel an
Und giebt Flucht, so schnell es kann,
Rennt dem Weidmann in den Schuß —
Hasenbraten ist der Schluß.

Verschiedene Liebe.

Von Erik Sonnenburg.

(Nachdruck verboten.)

Es ist mir unmöglich, dir stets Geld zu geben, Axel; versuche doch endlich auszukommen." — „Auskommen, lächerlich! Nur mit meiner Gage, wie kann ich das?"

„Dein Vater hat es auch stets müssen, als junger Offizier und hat es auch gekonnt; aber du . . "

„Bitte, nur keine Moralpredigten. Geld hast du, das weiß ich; denn es war doch erst der fünfzehnte . . ."

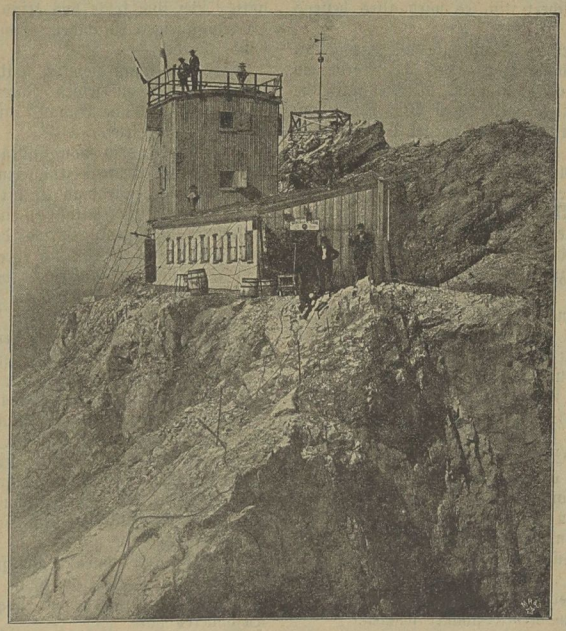
„Und mein unstandesgemäß erworbenes Geld genügt dir also wirklich, es in leichtsinniger Weise auszugeben?"

„Spare dir deinen Spott! Wer redet von deinem Geld? Ist nicht Mama's Pension auch vorhanden? Daß du dich zu einer solchen Stellung erniedrigst, ist nur deinem Mangel an Stolz zuzuschreiben. Es sollte mich nicht wundern, wenn einer meiner Kameraden mich demnächst auf das hübsche Blumenmädchen aufmerksam machen würde."

„Schweig, Axel, du weißt so gut wie ich, daß meine Stellung im Blumenpavillon nicht die einer Verkäuferin ist. Ist es denn standesgemäßer, anderer Leute Kinder zu waschen, anzukleiden und mit ihnen spazieren zu gehen, und eventuell noch als besserer Dienstbote betrachtet zu werden, als wenn ich in einem abgeschlossenen Zimmer Blumen zu reizenden Garnituren, Sträußen u. s. w. verarbeite? Hast du vergessen, wie es mir in meiner Stellung als Gesellschafterin ergangen ist?"

„Eines ist so wenig standesgemäß als das andere. Könnt Ihr nicht genügend von der Pension leben?"

Ein bitteres Lächeln überflog die Züge des schönen schlanken Mädchens. „In wessen Börse fließt denn über die Hälfte von jenem Geld, Axel? Wenn du doch endlich anfangen wolltest zu rechnen und nachzudenken."



Die neue meteorologische Station auf der Zugspitze.
(Text s. S. 318.)

„Schon gut, nur nicht stets dasselbe Lied. Wirst du mir Geld geben oder nicht?"

Ada ging zum Schreibtisch, schloß ein kleines Schubfach auf und reichte dem Bruder zwei Zwanzigmarkstücke.

Ein befriedigtes Lächeln huschte über des jungen Offiziers Züge. „Du bist doch ein famoses Mädel, Ada. Danke dir, Schwesterherz. Adieu."

„Willst du denn Mama nicht ‚guten Abend' sagen? Sie wird dich gehört haben."

„Habe nun wirklich keine Zeit mehr; grüße sie. Adieu!" Damit verließ er auch schon das Zimmer.

Ada band sich eine saubere große Schürze vor und ging in die Küche, um für ihre Mutter und sich das bescheidene Abendbrot zu bereiten.

Nach kurzer Zeit trat sie zu ihrer Mutter ins Zimmer, um den Tisch zu decken.

„War nicht jemand bei dir draußen, mein Kind? Ich bildete mir ein, Axels Stimme gehört zu haben."

„Ja, Mama, er war auf einen Augenblick hier, um seine Handschuhe zu holen, welche er gestern hat liegen lassen. Er läßt dich schön grüßen; leider erlaubte ihm seine Zeit nicht, bei dir einzutreten. Ich glaube er hat noch Dienst."

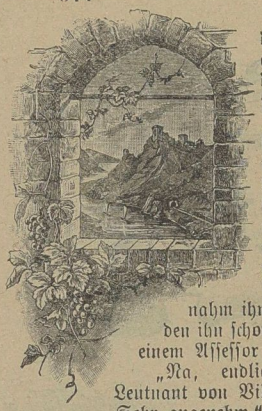
„Der liebe Junge! Wir haben doch unsere Freude an ihm. Wie frisch und gut er aussieht in seiner Uniform, gerade wie sein Vater."

„Im Wesen ähnelt er aber Papa wenig, liebste Mutter."

„Das thut er nicht. Und wie gut für ihn, wenn er sich nicht mit unnötigen Gedanken das Leben erschwert." —

Das that Axel nun allerdings nicht, durchaus nicht. Leise eine flotte Walzermelodie summend, trat er aus dem Hause und schlug den Weg zur Georgstraße ein, um einer Verabredung zum Kontinental-Hotel zu folgen. Die Promenade war um

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:3-171133730-61216334219001006-16/fragment/page=0005



diese Zeit weniger belebt. Herren waren es fast ausschließlich, welche zu dieser Zeit dort verkehrten, um mehr oder weniger schnell ihrem Ziele zuzustreben.

Axel hatte keine große Eile. Er schlenderte gemächlich seines Weges, warf im Vorübergehen wohl ab und zu einen Blick in die noch hellerleuchteten Schaufenster oder musterte ungeniert die an ihm vorbeischreitenden jungen Mädchen, meistens Verkäuferinnen; einen kecken Blick ebenso erwidernd. — Er trat in das Restaurant ein; der herbeieilende Kellner nahm ihm Mantel und Mütze ab und er ging zu den ihn schon Erwartenden, zwei jüngeren Kameraden, einem Assessor und einem ihm fremden Herrn hinüber.

„Na, endlich, Villingen." — „Gestatten: Herr Leutnant von Villingen — Herr Doktor Elsheim."

„Sehr angenehm."

„Wo steckten Sie denn wieder, Kamerad, was? Mußten wohl erst schauen, ob jedes Ihnen begegnende Mädel hübsch oder häßlich war?" — „Aber ich muß doch sehr bitten, Jasper."

„Na, man nur nicht ehrpusselich thun; wir kennen uns."

„Assessorchen, was giebt's denn neues?"

„Es friert, Kinder, es friert. Der Thermometer zeigt zwei Grad Kälte; famos, was? Da giebt's hoffentlich bald großartige Eisbahn."

„Aha, verstehe! ‚Sie' ist gewiß große Schlittschuhläuferin vor dem Herrn."

„Ach was, Kinder!"

„Was trägt sie denn für . . ."

„Nun aber Schluß, Villingen. Jeder auf seine Art; jeder hat eben seine Lieblingsfarbe. Diskretion Ehrensache!

* * *

Elsheim stand im Blumenpavillon, eine Bestellung aufgebend. „Also: Lavesstraße 180 erste Etage; und gleich morgen früh."

Es war die Adresse einer bekannten Schauspielerin, welche auf der Bühne ebenso bewundert, wie — geliebt wurde.

„Herr Doktor können versichert sein, es wird alles bestens ausgeführt werden."

In diesem Augenblick schritt eine schlanke Mädchengestalt durch den Ladenraum dem Ausgang zu, der Kassiererin ein leises „guten Abend" wünschend. Elsheim wandte sich um. Er sah in ein Paar große dunkle Augen, deren Blick ihn jedoch nur gleichgültig streifte. Unmittelbar darauf verließ Elsheim das Geschäft. Ada, denn sie war es, ging einige Schritte vor ihm her; er bemühte sich, sie zu überholen, blieb dann stehen als ob er nach der Pferdebahn ausschaute und drehte sich dann um, um genau in ihr Gesicht sehen zu können.

„Donnerwetter!" murmelte er leise. Er folgte ihr in einiger Entfernung; sah ihre schlanke Gestalt vor sich hergehen, bewunderte ihren ruhigen graziösen Gang und war von dem Wunsche beseelt, sie anzureden. —

„Wenn sie nur nicht so'n verteufelt hochmütiges Gesicht gemacht hätte! Sieht garnicht aus wie'n Ladenmädel! Einstweilen werde ich erst 'mal sehen, wo sie bleibt. Scheint mir zu Gefallen ja meinen Weg zu gehen."

Ada schritt unbekümmert ihres Weges vorwärts und bog dann schließlich von der Meterstraße in die Akazienstraße ein, um — sah Elsheim recht? — schnellen Schrittes in demselben Hause, in welchem er die erste Etage bewohnte, zu verschwinden.

Als er seine Entreethür öffnete, hörte er Ada noch die Treppe zum dritten Stock emporsteigen. — —

Sein Diener, welcher ihm seine Garderobe hatte ablegen helfen, folgte ihm in sein Zimmer. — „Briefe angekommen?"

„Nichts angekommen. Wünschen der Herr Doktor gleich zu speisen?"

„Ja; und falls der Faber noch aus der Fabrik kommen sollte, lassen Sie ihn in meinem Arbeitszimmer warten.

„Wie Herr Doktor befehlen!"

„Anton, wissen Sie, wer oben im Hause wohnt?"

„Auf die zweite Etage wohnt . . ."

„Nein, ich meine im dritten Stock."

„Da wohnt das Fräulein, was immer morgens weggeht, mit der Mutter, was die Frau Major ist."

„Weißt du, wie die Leute heißen?"

„Nee — aber das ist leicht zu; — das kann ich gleich erfahren, die Minna weiß es sicher."

„Laß nur; serviere sogleich das Abendbrot." Anton ging. Elsheim wußte nur zu gut, daß sein Diener trotz seines Ablehnens, ihm sicher bald alle Details über die Bewohner des dritten Stockes bringen würde.

Soeben erschien Anton wieder im Speisezimmer mit einem großen Tablett. „Wenn Herr Doktor erlauben: die Damens heißen Villingen, von, und das Fräulein is die Schwester von dem jungen Herrn Leutnant — sagt die Minna."

„Schon gut, serviere nur," antwortete Elsheim gleichgültig; doch dabei denkend: „Villingen? Sieh da, die Schwester von dem jungen lustigen Offizier. Aber wie kam dieselbe in den Blumenladen?" Das mußte er erfahren!

Heute Abend war er gezwungen, daheim zu bleiben.

„Weiß der Teufel, was es auch immer alles zu thun giebt." Mit diesen wenig freundlichen Gedanken begab er sich in sein Zimmer zurück an seinen Schreibtisch.

Er nahm einen Brief seines Vaters zur Hand, welchen er umgehend genau beantworten mußte; lauter geschäftliche Angelegenheiten. „Könnte mir, weiß Gott, auch 'was Schönres denken," setzte er sein Selbstgespräch fort. „Milla wird böse genug sein über mein Ausbleiben; — na, macht nichts; — wird sich schon geben." — — —

Otto Elsheim war der einzige Sohn des alten Kommerzienrats. Ursprünglich für die Jurisprudenz bestimmt, hatte er als Referendar noch den Doktorhut erworben, um dann das Studium an den Nagel zu hängen und seine Kraft und Tüchtigkeit den Unternehmungen seines Vaters zu widmen.

Er hatte sich bald eingearbeitet und sein Name war in der Geschäftswelt ebenso bekannt, wie in der Lebewelt. — Er war ein umsichtiger energischer Kaufmann; die großen Fabriken und Ziegeleien seines Vaters, welche er jetzt leitete, wurden ebenso besprochen wie das Leben, welches er führte. Er war der Anführer der jeunesse dorée; seine galanten Abenteuer waren Stadtgespräch, wenn auch in sehr verschiedener Auffassung; — was er that, wurde von seinen Anhängern bewundert oder nachgeahmt und um seinen Reichtum beneidete ihn alle Welt.

Sein Vater hatte sich seit einigen Jahren ganz in seine Heimatstadt zurückgezogen, wo er eine größere Besitzung erworben hatte. Bei ihm lebte das Kind seiner verstorbenen Tochter, ein dreizehnjähriges Mädchen, Emmy Honnauff, sein Liebling und seine Freude. —

Es war schon ziemlich spät, als Otto Elsheim den geschäftlichen Bericht an seinen Vater beendet hatte. „Einen Gruß auch an die kleine Emmy," fügte er noch hinzu, und damit schloß er den Brief. — —

Frau Majorin von Villingen bewohnte mit ihrer Tochter den dritten Stock des bezeichneten Hauses, eine kleine aber hübsche Erkerwohnung, wie man sie oft in Villen findet.

Axel v. Villingen stand in einem in der Stadt garnisonierenden Infanterie-Regiment. Er war der alten Dame ihr ganzer Stolz; während sie Ada mehr als ihre Stütze betrachtete.

Axel befand sich gerade bei seiner Mutter, als Ada eines Abends heimkehrte. Freundlich begrüßte sie Mutter und Bruder.

„Nun giebt's wohl bald 'was zu essen, Schwester, wie?"

„Du willst bei uns bleiben, Axel? Das ist schön; — ich werde mich beeilen, den Thee zu bereiten."

Nach kurzer Zeit saß die kleine Familie um den gedeckten Theetisch. Die Augen der alten Frau strahlten vor Glück, wenn Axel einmal gemütlich zu Besuch kam und ihr in seiner lustigen Art von seinem Leben erzählte. Gegen neun Uhr verließ er die Wohnung seiner Mutter und stieß, auf der Straße angekommen, auf Elsheim. Die Herren begrüßten sich.

„Wollen Sie schon heimwärts wandern, Herr Leutnant?"

„Na, et muß ja nich' so eilig sind," ahmte Alex einem bekannten Komiker nach.

„Wenn es Ihnen recht ist, kommen Sie einen Augenblick mit zu mir; — ich gehe dann mit Ihnen."

„Schön, können wir machen. Haben Sie noch etwas Besonderes vor?"

„Nein, aber es findet sich schon noch etwas — und loft uns ja nich' weck," vollendete Elsheim den vorhin von Axel begonnenen Satz mit kurzem Lachen.

Sie betraten Elsheims Wohnung. Alle Zimmer waren behaglich durchwärmt und erleuchtet. „Wer's so haben kann!" dachte Axel bei sich. „Ist doch was riesig Nettes um einen stets gefüllten Geldbeutel." —

„Bitte sehr, bedienen Sie sich." Mit diesen Worten setzte Elsheim Wein und Cigarren vor Axel hin; „und verzeihen Sie

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:3-171133730-61216334219001006-16/fragment/page=0006

einen Moment." — Axel sah sich in dem luxuriös ausgestatteten Herrenzimmer um; nach einigen Minuten trat Elsheim wieder ein.

„Wirklich ein Zimmer, in welchem man sich wohl fühlen kann, Herr Doktor — wirklich behaglich."

„N—ja, 'ne ordentliche Bude ist immer 'was wert. — Kamen wohl zuvor von Ihrer Frau Mutter; Fräulein Schwester auch zuhause?"

„Ja, am Abend treffe ich die Meinigen stets zuhaus; auch meine Schwester Ada geht abends nie aus," antwortete Axel gelassen. Er hätte ums Haar durch die Zähne gepfiffen, wie es seine Gewohnheit war. „Also daher wehte der Wind. Daher diese auffallende Freundlichkeit Elsheims in der letzten Zeit. — Seine Schwester! Was wußte er von deren Existenz überhaupt?"

„Führen Sie Ihre Damen denn garnicht einmal ins Theater? Scheinen mir aber kein sehr galanter Bruder zu sein."

„Bei meiner Schwester heißt es stets „sparen". Das ist ihre Devise."

„Unter Umständen ja auch sehr angebracht. Aber zur Jugend gehört auch Vergnügen; alles andere ist Mumpitz!"

„Das sagen Sie ihr nur selbst; Sie können dann auch gleich die Moralpredigt für mich mit in Empfang nehmen."

„Es würde mich freuen, wenn Sie mich mit Ihren Damen bekannt machen würden," antwortete Elsheim, Axels Worte geschickt benutzend.

„Ihr Besuch wird meiner Mutter gewiß stets angenehm sein," erwiderte Axel. „Ada trifft er ja doch nicht," setzte er in Gedanken hinzu. —

Er ahnte ja nicht, daß Elsheim sich genau orientiert hatte, wann Ada das Haus verließ und wann sie heimkehrte. Er hatte es auch schon öfter einzurichten gewußt, daß er ihr mittags — zufällig begegnete. Er wußte selbst nicht, was ihn eigentlich beim Anblick Ada's reizte, denn er kannte sie ja gar nicht. Er, dem sonst die ganze Welt gehörte, der rücksichtslos einem Ziele zustrebte, welches ihm begehrenswert erschien, hatte sich neulich dabei ertappt, wie er, gleich einem verliebten Gymnasiasten, eine Viertelstunde geduldig gewartet hatte, bis Ada zur bestimmten Zeit abends den Blumenladen verließ, um ihr bis zu ihrer Wohnung zu folgen! —

„Würden Sie die Liebenswürdigkeit haben, meinen Besuch Ihrer Frau Mutter bei der nächsten Gelegenheit zu melden?"

Axel nickte zustimmend, erhob sich, und die Herren schickten sich an, gemeinsam Elsheims Wohnung zu verlassen.

* * *

Am nächsten Sonntag Vormittag machte Elsheim der Majorin seinen Besuch, welcher nun nicht der einzige blieb. Er hatte auch Ada öfter gesprochen, bei Besuchen in ihrer Wohnung oder auch zufällig am Abend, wenn sie nach Haus ging.

Dieser Zufall bestand allerdings darin, daß er sie mit ihrem Bruder abends aus dem Blumenpavillon abgeholt hatte, wenn er Axel „zufällig" traf und die Herren „zufällig" zur richtigen Zeit sich in der Nähe des Blumenladens befanden.

Ada begegnete Elsheim mit einer sich stets gleichbleibenden Freundlichkeit, ohne aus einer gewissen Reserve ihm gegenüber herauszutreten.

Es war Elsheim, trotz seiner Liebenswürdigkeit, bis jetzt nicht gelungen, daß Ada die geringste Gefälligkeit von ihm annahm. Eine Einladung seinerseits, sie einmal zur Eisbahn führen zu dürfen, hatte sie ebenso entschieden wie höflich abgelehnt, trotzdem sie leidenschaftlich gern Schlittschuh lief.

So waren ein paar Monate vergangen, ohne daß Elsheim auch nur den mindesten Erfolg bei Ada zu verzeichnen gehabt hätte; und da er wohl einsah, daß ihm sein Ziel, wenn überhaupt, nur durch einen Antrag erreichbar war, so entschloß er sich, bei ihrer Mutter um sie zu werben.

Daß er die Gunst der alten Dame besaß, wußte er längst; aber Ada gegenüber hatte er stets ein etwas unsicheres Gefühl, trotzdem er sonst von seiner Unwiderstehlichkeit überzeugt war, wie es nur ein Mann, wie er, sein konnte.

An einem der nächsten Sonntage schickte er seinen Diener mit einem reizenden Strauß für Ada und einem Brief an ihre Mutter, in welchem er um eine Unterredung bat, hinauf.

Der Diener kehrte mit dem Bescheide zurück, daß die Frau Majorin den Herrn Doktor um 12½ Uhr erwarte. —

Um 11 Uhr erschien Axel in der Wohnung seiner Mutter, welche ihm von Elsheims angemeldetem Besuch erzählte.

„Sind die Blumen wohl auch von ihm?" fragte Axel.

„Ja, mein lieber Junge; er sandte sie Ada. Ich habe sie überredet, doch ein wenig Toilette zu machen; ob sie meine Bitte erfüllt?"

In diesem Augenblick erschien Ada auf der Thürschwelle. Sie trug ein äußerst einfaches dunkelrotes Kleid, welches ihr aber sehr gut zu ihrem dunklen Haar stand.

„Guten Tag, Schwesterchen. Sage, kennst du den Grund von Elsheims Besuch?"

„Nein, Axel, wie sollt' ich? Betrifft der Besuch wohl dich?"

„Herrgott, mich! Aber du kannst doch nicht blind und taub sein, Ada. Seine Liebenswürdigkeit mir gegenüber galt doch in Wirklichkeit nur dir. Weißt du denn nicht, daß er dich liebt?"

„Aber Axel, ich bitte dich, er kennt mich ja garnicht."

„Ach Kind, Ada, welch' ein Glück für dich. Solch' ein reicher und schöner Mann," sprach die Majorin dazwischen.

„Mama, Axel, laßt mich doch. Ihr verwirrt mich ja ganz. Ihr redet von Dingen, welche mir ganz unbekannt sind," erwiderte Ada abweisend.

„Ein Bürgerlicher ist er ja allerdings," meinte Frau von Villingen.

„Das ist doch höchst egal in unserer Zeit, Mama."

„Aber Axel, wie kannst du so etwas nur sagen? Dein Vater war stets sehr stolz auf seinen Namen, und vergißt du ganz, daß deine Mutter eine Baronesse Virnoviezcky ist, deren Stammbaum bis zum zwölften Jahrhundert zurückreicht?" entgegnete die Majorin vorwurfsvoll.

Doch ihr Sohn antwortete gleichmütig, bemüht, seinem blonden Schnurbart eine noch flottere Form zu geben: „Was hab' ich davon? — Einen alten Namen und Geld lasse ich mir schon gefallen, wenn ich aber eines von beiden wählen soll, ist mir das letztere lieber; — da man dann doch wenigstens weiß, daß man lebt, bei richtiger Anwendung des Mammons; — während man so — ewige Rücksichten, und stets Verzichten auf alles . . . ach, es ist ein Hundeleben . . ."

„Aber Axel, du vergißt dich . . ."

„Wieso? Höre, Schwester, du bist doch kein Kind mehr, und mußt dir doch irgend etwas dabei denken, wenn ein Mann, wie Elsheim, schon seit Monaten versucht, sich dir zu nähern."

„Nun gut, so denke ich mir, daß er das hätte von Anfang an ruhig aufgeben sollen."

„Was? Das soll doch nicht etwa heißen, daß du ihm einen Korb geben willst?"

„Was sonst! Was sollte ich einem Manne antworten, welcher mir so unbekannt wie gleichgültig ist?"

„Aber Ada," unterbrach sie die Majorin, „denkst du denn gar nicht an deine alte Mutter?"

„Und an deinen Bruder?" fiel Axel ein. „Dir ist die Möglichkeit gegeben, uns mit einem Schlage, durch ein Wort aus diesem Leben voll Entbehrungen und Einschränkungen zu erlösen; und du wärst imstande, aus purem Hochmut oder verschrobenen Ansichten es nicht zu thun!"

„Laßt mich! Ich kann nichts mehr hören!" Mit diesen Worten wollte Ada das Zimmer verlassen; ihre Mutter erfaßte jedoch noch im Vorbeigehen ihre Hand und bat:

„Ada, denke nicht nur an dich."

Pünktlich um 12½ Uhr erschien Elsheim in der Villingen'schen Wohnung und wurde von Ada's Mutter empfangen.

„Sie waren so liebenswürdig, Herr Doktor, mir Ihren Besuch vorher anzumelden, so daß ich fast annehmen muß, es führt Sie etwas besonderes zu mir."

„Allerdings, gnädige Frau, komme ich aus einer besonderen Veranlassung heute zu Ihnen. Es dürfte Ihnen nicht unbekannt sein, daß das Interesse, welches ich Ihrer Familie entgegenbringe, in erster Linie Ihrer Fräulein Tochter gilt. Um es kurz zu sagen: „Ich liebe Fräulein Ada, und bitte Sie, gnädige Frau, meine Werbung bei Ihrer Tochter zu unterstützen."

„Ihren Antrag, Herr Doktor, wird meine Tochter zu würdigen wissen. Er würde mir ganz überraschend kommen, wenn mein Sohn mir nicht vor einer Stunde verraten, daß Sie meine Ada gern haben. Gestatten Sie, daß ich meine Tochter rufe, damit sie Ihnen selbst antworten kann."

Die Majorin ging ins Nebenzimmer und nach einigen Minuten trat Ada ein. Elsheim ging ihr einige Schritte entgegen:

„Mein gnädiges Fräulein!"

„Guten Tag, Herr Doktor," begrüßte Ada Elsheim ruhig, während sie ihn durch eine Handbewegung einlud, wieder Platz zu nehmen. Ihre Ruhe verwirrte Elsheim ein wenig; er nahm ihr gegenüber Platz.

(Fortsetzung folgt.)

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:3-171133730-61216334219001006-16/fragment/page=0007

Hund und Katze.

Humoreske von H. Erlin.

(Nachdruck verboten.)

„Nein! Ich mag nun einmal keine Hunde!"

„Und ich begreife nicht, wie man Katzen gern haben kann!"

„Und mir ist Ihre Vorliebe für solch kläffende, schmutzige Köter rätselhaft!"

„Aber erlauben Sie mal! Die Sauberkeit der Hunde . . ."

„Bitte, das Wort Sauberkeit paßt überhaupt nur auf Katzen!"

„Aber Fräulein Steffi . . ."

„Fräulein Gottberg, wenn ich bitten darf."

Herr Arthur Plötz, aufgehender Stern am musikalischen Himmel der Gegenwart und Zukunft, neigt lächelnd sein Haupt.

„Gut! Wie Sie befehlen! Also: gnädiges Fräulein Gottberg wollen mir vielleicht gestatten, ohne näher auf die etwas heikle Reinlichkeitsfrage einzugehen, nur die naturgeschichtlich nachgewiesene Thatsache hervorzuheben, daß der Hund allzeit als treuester Freund und Beschützer des Menschen geschätzt war, während die Katze . . ."

„Danke für weitere Belehrung!" Ein paar kornblumenblaue Augen schleudern Blitze, und der reizendste hellblonde Krauskopf, den Herr Arthur Plötz kennt, wendet sich geringschätzend von ihm ab. „Was verstehen Sie überhaupt von Hunden! Sie haben ja gar keinen!"

„Und Sie, mein Fräulein, die Sie die edlen Eigenschaften der Katzen so rühmen, besitzen Sie etwa . . ."

„Nein, augenblicklich hier in der Pension halt' ich mir freilich keine Katze," ruft Steffi ungeduldig und zerzaust kampfeslustig ihr Taschentuch in den Händen. „Aber warten Sie! Jetzt schaff' ich mir umgehend eine an, um Ihnen zu beweisen, wie reizend lieb und anhänglich die graziösen Tierchen sind!" — Mit leichtem Spott verbeugt sich der Zukunftssänger.

Deutsche Feldpost für China.

(Text S. 318.)

„Sehr liebenswürdig, sich so um mich zu bemühen. Ich werde mir zur Zeit dann einen Bullenbeißer kommen lassen!"

„Um mich für Hunde zu begeistern . . .?"

„Nein! Aber um Ihrer Katze das Dasein zu verleiden!"

„O pfui!" Die kleine Steffi ist vor Ärger rot geworden. „Sie sind grob!"

„Und Sie heute ganz besonders — hm — reizend, verehrte Kollegin!" Mit spitzbübischem Lächeln schaut er ihr in das empörte Gesichtchen.

Da springt sie außer sich vom Stuhl auf.

„Ich . . . ich lasse mir Ihre Hänseleien nicht mehr gefallen, Herr Plötz!" stößt sie hervor. „Ich . . . ich bin siebzehn Jahr und kein Kind! Außerdem studiere ich ebensogut Musik wie Sie, und meine Eltern bezahlen dieselbe Pension für mich, wie die Ihren für Sie, und . . . und . . . ob Sie Hunde oder Katzen gern haben, das ist mir ganz egal in Zukunft!"

Krach! Hinter Fräulein Steffi Gottberg flog die Thüre zu.

Einigermaßen verdutzt schaut ihr der Liebhaber des Hundegeschlechts nach. Das sah ja aus wie Feindschaft! Feindschaft um elende Katzentiere? . . . Ach was! Lange würde der Groll schon nicht dauern! Morgen war sicher alles wieder gut. Und fidel den Dessauer Marsch trällernd, verließ Herr Arthur Plötz alsbald den gemeinsamen Salon, um sich auf sein Zimmer zu begeben. — —

Höchst neugierig, wie Steffi wohl den Frieden einleiten würde, betritt er anderen Tags den Eßsaal, wo sich alle Pensionsmitglieder zusammenzufinden pflegten und . . . Nanu! Die Kleine ist nirgends zu erblicken? — Auf Befragen berichtet die Wirtin, Fräulein Gottberg wünsche bis auf weiteres in ihrem Zimmer allein zu speisen.

„So? — Ich auch . . . ich esse von heute an auch allein!" erklärt er, ohne in der Eile eine Begründung für nötig zu halten und stürmt in seine Stube zurück.

Gut! Sie hat den Fehdehandschuh hingeworfen, — er hebt ihn auf . . . Nachgeben wird er keinesfalls. Wo er sie garnicht einmal wirklich beleidigt hat . . . Albernheit, ihre Katzenschwärmerei! —

Den ganzen Tag über blieb Herr Plötz in seinem Zimmer und übte sämtliche Tonleitern in Dur.

Gerade über ihm, wo Fräulein Steffi ihr Heim hatte, ertönte andauernd rasendes Klavierspiel: abwechselnd aus dem „Gradus ad Parnassum" und Bachs „wohltemperiertem Klavier".

Am Abend nach Tische fand der Sänger, daß es recht langweilig ohne die gewohnte Plauderstunde im Salon sei, und mißmutig ging er aus.

Der nächste Tag verlief ähnlich. Am darauffolgenden traf er Steffi auf dem Wege zur Hochschule in der Potsdamerstraße. Er grüßte. Sie dankte kaum. — Von da an sang Herr Arthur Plötz nur noch Tonleitern in Moll. Von oben her erklang Chopins Trauermarsch und die Sonate mélancholique von Moscheles.

Am vierten Tage nach Beginn der Fehde schmetterte er mit dem Ausdruck vollster Überzeugung: „Ich grolle nicht, und wenn das Herz auch bricht . . ." — Über ihm ertönte „Isoldes Liebestod" in der Bearbeitung von Franz Liszt.

Wieder eine Reihe endlos öder Stunden! Da fliegen mit einem Male, von zorniger Hand zusammengeballt, des Zukunftssängers sämtliche Arien in eine Ecke.

„Ich halt's nicht mehr aus!" schreit er verzweifelt und fährt sich wild durch die reichlich vorhandene Mähne. „Sehen muß ich sie! Ganz gleich, ob sie für Hunde oder Katzen schwärmt!" — —

Nein, mehr noch: versöhnen mußte er sie! Denn nun erst, wo sie sich ihm so lange ferngehalten, weiß er, was sie ihm bisher war. Bei Gott, er liebt sie — liebt sie rasend! Sie, die nun Unerreichbare! Glücklich hätte er darüber sein müssen, die Katze dieses Engels überhaupt streicheln zu dürfen, anstatt . . . Aber noch durfte es nicht zu spät sein! — Nur . . . wie es anfangen, ihre Freundschaft wieder zu gewinnen? . . . Sie aufsuchen wie ein abbittender Schulknabe? Nein, dagegen empört sich sein zukünftiger Sängerruhm. Einen Brief schreiben? . . . Pah, das war zu abgeschmackt, zu populär! Etwas Besseres muß er thun! Ein Opfer bringen, ihr beweisen, daß er Gefühl habe, daß er eines Sinnes mit ihr sei . . . eines Sinnes?

Da . . . da dämmert ihm eine Idee . . . eine wunderbare Idee . . . Ja, das war's! Jetzt hatte er's!

Und leuchtenden Angesichts verläßt er alsbald seine Wohnung, um lange, sehr lange weg zu bleiben. —

Als er endlich wieder heimkehrt, ist er nicht mehr allein in seinem traulichem Junggesellenheim. Eine große, weiße Katze kauert auf dem Ofen und faucht ihn tückisch funkelnden Auges an. Herr Arthur Plötz indessen begrüßt sie mit dem freudigsten Lächeln der Welt.

„Schön, daß sie dich glücklich hertransportiert haben, Mieze! Nun wollen wir mal Freundschaft miteinander schließen. Komm her, mein Miezchen! Komm doch, Mieze, komm . . ."

Doch umsonst alles Rufen und Bitten! Umsonst aller Schmelz seines umfangreichen Tenors . . . Einen grimmigen Buckel machend, verharrt Mieze ungerührt in ihrer feindlichen Stellung.

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:3-171133730-61216334219001006-16/fragment/page=0008

Zwei Gazellen.

Nach einem Gemälde von F. M. Bredt, Tunis.

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:3-171133730-61216334219001006-16/fragment/page=0009

„Miezechen . . . komm doch her, mein Pusselchen, mein kleines . . .“

Vom Ofen her antwortet ein drohendes Knurren.

„Rabenvieh elendes, wird du gleich herkommen!“ brüllt der junge Sänger nun wütend. Da aber auch dieses Donnerwort nichts fruchtet, wirft er sich erschöpft aufs Sofa.

Jetzt hat er sich solch Katzentier gekauft, um durch freundschaftliche Beziehungen zu ihm Steffi's Herz zu rühren, von der Aufopferungsfähigkeit seiner Liebe zu überzeugen — und nun setzt dieses tückische Geschöpf seinen Annäherungsbestrebungen hartnäckig Widerstand entgegen.

Doch halt! Vielleicht ließ sich des Tieres Gunst durch Leckerbissen erringen! — Von neuer Hoffnung erfüllt, springt er auf, um Milch und Fleisch herbeizuholen. Dann abermals zärtliches Locken:

„Komm, Mieze, komm . . .“

Regungslos verharrt die weiße Schönheit abseits vom Milchnapfe, solange der galante Sänger in dessen Nähe weilt; sobald er sich aber davon entfernt, schleicht sie lüstern heran.

„Doch schon ein kleiner Erfolg!“ denkt sich Plötz. Immerhin aber kann es auf diesem Wege noch lange dauern, ehe die Katze freiwillig in persönlichen Meinungsaustausch mit ihm tritt! . . . Welches Mittel mochte wohl dieser Widerspenstigen Zähmung am denkbar schnellsten bewirken?

Herr Arthur Plötz versinkt in sorgenvolles Grübeln; er besinnt sich auf alles, was er je im Leben hat von Katzen erzählen hören, und dabei kommt ihm mit einem Male in Erinnerung, der Geruch des Baldrians solle den Katzen unwiderstehlich anziehend sein. Heureka! Baldrian war noch zu beschaffen. Ein Versuch konnte nichts schaden.

Wenig später, und der hoffnungsvolle Zukunftssänger ist dabei, seine Hände über und über mit Baldriantinktur zu bestreichen.

Aufmerksam schaut ihm die Katze zu, beginnt schließlich zu schnubbern, ihre grünen Augen fangen an zu funkeln, der Schnurbart gerät in Bewegung . . .

„Mieze, komm . . . komm, mein Tierchen . . .“

Da . . . wahrhaftig! Sie nähert sich den ihr entgegengestreckten Händen . . . reibt den Kopf daran, beginnt zu schnurren und läßt sich unter allen Zeichen des Behagens streicheln.

Gesiegt! Und wenn er täglich ein ganzes Baldrianbad nehmen sollte — was thut der Mensch nicht aus Liebe!

Seine Hoffnungen, sich nunmehr bald völlig der Zuneigung des Tieres zu erfreuen, trügen ihn nicht, denn schon andern Tages hat er seine schneeweiße Mieze soweit, daß sie ihm auf der Schulter sitzt und den Kopf an seinen Hals schmiegt.

So muß ihn Steffi sehen!

Und so sucht er ihr nach langer Zeit zum ersten Mal wieder im gemeinsamen Salon zu begegnen.

Doch es glückt ihm nicht sogleich, sie zu treffen.

Seine Katze auf dem Arme, ein Buch in der Hand, sitzt er geraume Zeit einsam wartend und lauscht gespannt auf jeden Schritt, der draußen ertönt.

Plötzlich — fast hat er schon für heute zu hoffen aufgehört — ein flüchtiges: tripp—trapp! . . . Der Miez noch eine schnelle, aufmunternde Liebkosung, dann neigt sich der Sänger tief über seine Lektüre . . .

Das Tripp, trapp kommt näher, die Thürklinke wird berührt, die Thür öffnet sich und — — —

Von Herrn Plötzens Schulter herunter, dicht an seinen Augen vorüber fliegt ein weißes Etwas . . . Zugleich ein fürchterliches Klirren und Klingen . . . wütendes Hundegebell, Geschrei . . . und alles übertönend eine angstbebende Stimme:

„Die Katze . . . mein Gott, die schreckliche Katze!“

Der Sänger ist entsetzt von seinem Stuhle aufgefahren, ohne zunächst zu begreifen, was eigentlich passiert ist.

Scherben um ihn her . . . ein umgefallenes Lampentischchen . . . Steffi schreckensbleich im Thürrahmen, und — jetzt klärt sich ihm die Situation — seine Katze mitten im Zimmer im fürchterlichen Pfotengemenge mit einem großen, schwarzen Pudel!

„Der Köter!“ ruft er nun außer sich, „wer hat denn den gräßlichen Hund . . .“

„Nein! Die Katze ist's ja!“ schreit Steffi händeringend dazwischen. „Sie kratzt den armen Hund tot! Bitte, bitte, bringen Sie die beiden auseinander!“

Ein energischer Ruck — und Plötz hat die Katze am Kragen, zugleich ergreift Steffi den Pudel am Halsband, ihn krampfhaft festhaltend.

„Das . . . das war ja grauenhaft,“ meint sie nach einer kleinen Pause, tief Atem schöpfend. „Wem nur die gräßliche Katze gehören mag?“

„Mir! Aber die bösartige Töhle da . . .“

„Ist mein Hund!“

Tableau! Jeder sein unruhig zerrendes Eigentum im Arm, starren sie einander verblüfft an.

„Ich . . . ich denke, Sie können keine Katzen leiden, Herr Plötz?“ faßt sich die Kleine zuerst.

„Ach, das . . . das war früher! Aber Sie . . .“

Ungläubig deutet er auf den noch immer heftig knurrenden Pudel. Dunkle Röte überfliegt ihr Gesichtchen.

„Ja — Pudel! Gerade Pudel hab' ich immer gern gemocht. Weil sie so klug sind!“

„So!“ meint er verstehend. „Wenn sich die beiden aber nun nicht vertragen . . . wie wir zwei beide zum Beispiel, Fräulein Steffi?“

„Oh, sie müssen sich eben — aneinander gewöhnen!“

Er sieht ein Lächeln um ihre Lippen zucken, ein liebes, alles verratendes Lächeln . . .

„Steffi!“ Im nächsten Moment hat er die verdutzte Katze zur nächsten Thür hinausbefördert und diese geschlossen. Dann reißt er die halb abgewandt stehende Kleine stürmisch ans Herz.

„Steffi . . . kleine, herzallerliebste Steffi, mein Wort darauf, sie sollen sich aneinander gewöhnen!“ — —

Ob sie's wirklich thaten? . . .

Pensionsgenossen, die drei Jahre später Herrn Opernsänger Plötz und seine reizende Frau Steffi besuchten, erklärten begeistert, es herrsche ein wahrhaft paradiesischer Frieden im Heim des jungen Paares — sogar Katze und Hund fräßen bei ihnen aus einem Napfe

Zu unseren Bildern.

Die deutsche Feldpost. Die deutsche Truppenexpedition nach China, ist auch von einer Feldpostabteilung begleitet, von der wir auf Seite 316 eine Abbildung bringen. Die Feldpost ist eine Erfindung und Einrichtung des verstorbenen Staatssekretärs v. Stephan. Schon im Kriege 1864 und 1866 waren wohl die Truppen von Postbeamten begleitet, jedoch gab es damals noch keine Feldpost im wirklichen Sinne. Jetzt ist das Feldpostwesen genau geregelt, und seine Wirksamkeit ist nach ganz bestimmten Vorschriften geordnet Im Jahre 1870 war die Feldpost bereits zehn Tage nach der Mobilmachung marschbereit. Bei jedem Armeekorps wurden unter dem Feldpostamt mobil gemacht zwei Feldexpeditionen für die beiden Infanteriedivisionen, eine für die Kavalleriedivision und eine vierte für die Korpsartillerie, den Train u. s. w. Das Personal für ein Armeekorps betrug 74 Beamte mit 56 Pferden und 12 Wagen. Die ganze Feldpost stand unter der Oberleitung Dr. von Stephans. Im Ganzen traten in Thätigkeit, außer dem Feldoberpostamt, fünf Armeepostämter und fünfzehn Feldpostämter, wozu mit Okkupation des französischen Gebiets allmählich noch fünf Etappenpostexpeditionen kamen, sodaß zuletzt 81 norddeutsche Feldpostbehörden arbeiteten. Schließlich waren über 1800 deutsche Beamte im Feldpostdienst beschäftigt, während Frankreich nur 74 Beamte zu diesem Zwecke aussandte. Es liegt klar auf der Hand, daß ein Soldat, wenn er stets mit seinen Lieben zu Haus in brieflichem Verkehr bleiben kann, in ganz anderer Seelenverfassung ist, als wenn er von Weib und Kind, von Vater und Mutter nichts weiß. Auch seine Tapferkeit wird durch die Fühlung mit der Heimat bedeutend größer, da der Kummer um die Seinen wegfällt. Die Wirksamkeit der deutschen Feldpost ist in jeder Weise großartig und unerreicht gewesen.

Die meteorologische Station auf der Zugspitze. (Bild S. 313). Wir führen heute unseren Lesern die kürzlich eröffnete meteorologische Beobachtungsstation auf der Zugspitze im Bilde vor. Es ist das der vorgeschobenste Posten der deutschen meteorologischen Wissenschaft, der auf dem unwirtlichen, fast 3000 m hohen Bergesgipfel liegt. Es wird namentlich in Sturm und Schnee zur Winterszeit, wenn da oben vielleicht wochenlang jede Verbindung mit der übrigen Welt abgeschnitten ist, für den in der Station hausenden Forscher keine leichte und angenehme Aufgabe sein, dort seines Amtes zu walten. Dafür mag ihn an schönen Sommertagen der wunderbare Fernblick über das Alpengebiet und das stolze Gefühl entschädigen, hoch überm Erdenstaube und Lärm des Tages hier in erhabener Einsamkeit, nahe den ewigen Firnen dem Dienste menschenfreundlicher Wissenschaft zu leben.

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:3-171133730-61216334219001006-16/fragment/page=0010

Mit sanft überredender Bitte
Führen die Frauen das Szepter der Sitte,
Löschen die Zwietracht, die tobend entglüht;

Fürs Haus.

Lehren die Kräfte, die feindlich sich hassen,
Sich in der lieblichen Form zu umfassen,
Und vereinen, was ewig sich flieht.

(Der Nachdruck unserer Originalartikel wird strafrechtlich verfolgt.)

Herbsttage.

Der Herbstwind ist's, der mir an's Fenster klopft,
Das Grün der Haine ist schon welk geworden,
Von kahlen Zweigen rings der Nebel tropft,
Und ödes Trauern waltet allerorten.

Der ew'gen Satzung folget die Natur,
Nach üpp'gem Blühn ein langsames Entfärben,
Von Widerstand und Aufruhr keine Spur,
Schön, wie im Leben, ist sie auch im Sterben.

Und wer das Alles schauet recht und klar,
Dem kann kein Zweifel kommen und kein Reuen,
Dem ist des Glücks Geheimnis offenbar:
Zufrieden leben und den Tod nicht scheuen!

Fr. Xav. Seidl.

Ordnung.

Wie definieren wir den Begriff der Ordnung? — Ich denke, für den niedrigsten Bildungsgrad unter den Kulturvölkern deckt er sich einfach mit Reinlichkeit. Die höhere Bildung jedoch setzt diese als selbstverständlich voraus und erblickt in der Ordnung denjenigen praktischen Sinn, welcher jedem Dinge im Haushalt den gebührenden Platz nicht nur zu geben weiß, sondern ihn auch unermüdlich giebt und immer wieder giebt.

Doch Ordnung bezieht sich nicht nur auf äußere Dinge. Unsere ganze Lebensführung muß nach den Forderungen des Gesetzes ordnungsgemäß sein. Auch der Künstler kennt eine künstlerische Ordnung. Die Musik hat ihre Takte und Tonarten, die Dichtkunst ihre Metrik, die Malerei ihre Perspektive, die Baukunst ihre Stilarten, ihre Säulenordnungen. Ordnung ist also nicht nur reinlich, sie ist auch gesetzmäßig, sie ist sachgemäß. Häusliche Ordnung ist notwendig für uns, soll anders Leib und Seele, Hab' und Gut bestehen. Doch giebt es auch Fanatiker der Ordnung unter uns, Hausdrachen geheißen, welche gerade alle jene idealen Güter, welche sie zu schützen und zu schätzen vorgeben, zerstören. Sie vergessen über dem Mittel den Zweck oder sie maskieren Herrschsucht, Laune und Öde des Geistes mit der schönen häuslichen Tugend. Die Grazien haben meistens nicht an ihren Wiegen gestanden und wo sie schüchtern solcher Schwelle sich nahen, da verhüllen sie fliehend ihr Angesicht, die holden Göttinnen, wenn aus weißem Schaum der — Seife nicht Aphrodite, sondern ein fürchterlicher Pantoffel ersteht, unter dessen Wucht die armen Ehemänner, die verschüchterten Kinder, die abgehetzten Dienstboten sich ächzend beugen.

O, Ihr blinden Fanatiker! Ordnung ist nicht Königin, sondern nur die freundliche und gehorsame Dienerin der Liebe. Sie soll für die Wohlfahrt, das Behagen der Geliebten schaffen und nicht um ihrer selbst willen. Sie achtet nicht gering Gesundheit und Frohsinn und hütet sich zu stören Friede und Verträglichkeit.

Die Ordnung hat also der Liebe zu gehorchen und es steht ihr wohl an, den Rat der Schönheit zu hören, denn erst mit dieser im Bunde ist sie vollkommen.

Die Luft in einem Raume, in welchem selbst die strengste Ordnung allein gewaltet hat, wird uns kühl anwehen, wie das nüchternste Pflichtgefühl, wie die prosaischste Alltäglichkeit selber, wenn nicht die Schönheit darin war, alles poetisch und anmutig zu gestalten wollte. Sie berührt die Blumen am Fenster mit ihrer wunderthätigen Hand, ziert die Wände mit schönen Arbeiten, grüßt uns aus den Versen des aufgeschlagenen Buches, welches uns von dem Geistesleben der Bewohner erzählt. Sie drückt allem ihren anmutigen Stempel auf, denselben, der uns von den freundlichen klaren und heiteren Stirnen derjenigen entgegenschaut, die uns in einem solchen harmonischen Raume begegnen.

Ordnung sei uns zweite Natur, unser Thun und Handeln Schönheit, unser Dichten und Trachten: Liebe.

Zu Tisch.

Des Menschen Bauch ist sein Feind.

Kalbsbrust. Die Kalbsbrust wird ausgebeint, Die harten Knochen an den Brustknorpeln weggeschnitten, rein gewaschen abgetrocknet, mit Salz bestreut. 250 g abgekochter Kalbseuter oder Nierenstollen fein gehackt, einige feingehackte Schalottenzwiebeln, 3 Eidotter, Salz, Pfeffer, etwas Muskat hinzugefügt, gut gemischt, die Brust damit bestrichen, zusammengeschlagen, zugenäht, mit Bindfaden umnetzt, Speck, Zwiebeln, Möhren, Petersilienwurzeln, ein halbes Lorbeerblatt, Pfeffer, Nelken daran, angeschwitzt die Brust hinein, etwas frische Butter darauf gepflückt, eine halbe Stunde angebraten, das Fett abgegossen, 1 Glas Wein, 1/8 l Fleischbrühe zugegossen, fest zugedeckt und weich gedämpft; fleißig gießen, etwas Farbe nehmen lassen, rom Bindfaden befreien, anrichten.

Schweinerippen in Gelee. Schweinerippen etwa einen Finger lang, zwei breit, mit einigen Stückchen Schweinebein dicht in eine Kasserole gepackt, in welche allerhand Wurzelwerk gelegt ist. Salz, Pfeffer, 1/2 Lorbeerblatt zugefügt, reichlich mit Wasser bedeckt, Essig nach Geschmack zugefügt. Langsam mehr ziehen als kochen lassen. Sind die Rippen weich, herausgenommen, geputzt in einen Steintopf gelegt, so wird die Brühe durch wiederholtes Durchgießen und etwas Stehenlassen geklärt, und über die Rippen gegossen. Wenn sie richtig darüber steht, hält das Fleisch sich an kühlem Orte lang.

Seezunge, gebacken. Ziehe die Haut der Fische ab, reinige, wasche, trockne, mariniere sie einige Stunden mit Salz, etwas Citronensaft, Petersilienstielen. Kurz vor Gebrauch gründlich abgetrocknet, mit Mehl bestäubt, in geschlagenem Ei und geriebener Semmel paniert. In Butter oder Fett hellbraun gebacken. Dazugegeben Citronenscheiben, nicht rund, sondern von oben nach unten geschnitten.

Kalbskotelett's. Klopfe die Kotelettes recht dünn und breit. Lasse kleingeschnittene Zwiebel in Butter aufschäumen, füge 1/4 kg aus den Sehnen geschabte Kalbsleber, 25 g geschabten oder feingehackten Speck, Pfeffer, Salz, zu, lasse dünsten, bestreiche die Kotelettes damit, in der Mitte fingerdick, schlage das Randfleisch etwas über, vorsichtig in Mehl, geschlagenem Ei und Semmelkrume wenden, in steigender Butter schön gelbbraun braten.

Probatum est!

Erfahrung kommt mit der Zeit.

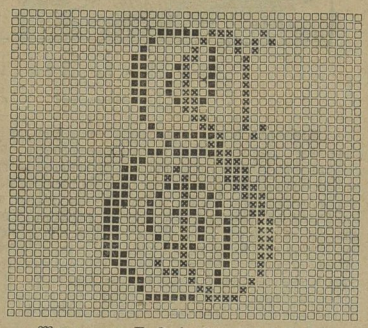
Anstrich gegen das Faulen des Holzes. 50 Teile Harz, 40 Teile Schlemmkreide, 300 Teile Sand und 4 Teile Leinöl werden zusammen in einem eisernen Kessel gekocht, dann wird 1 Teil Kupferrot und 1 Teil Schwefelsäure hinzugesetzt und tüchtig durchgerührt. Man trägt diesen Anstrich, welcher nach dem Trocknen einen steinharten Überzug bildet, heiß mit dem Pinsel auf. Zum Verdünnen der Masse kann man Leinöl anwenden Dieser Anstrich ist durch jahrelange Erfahrung bewährt und eignet sich vorzüglich, um Baum-, Zaun-, Weinbergpfähle und Hopfenstangen dauernd gegen Fäulnis zu schützen.

Einfaches Mittel einen Ohrwurm aus dem Ohre zu bekommen. Man lockt den Ohrwurm, der sich in ein Ohr verkrochen hat, durch ein Stückchen Rinde von einem Welschnußbaum, woran noch etwas Holz ist, etwa einen Thalergroß, indem man dasselbe vor die Öffnung des Ohres hält. Sobald der Ohrwurm den starken Geruch dieser Rinde empfindet, geht er demselben nach und kriecht so aus dem Ohre heraus, wo er sonst heftige Schmerzen verursachen würde.

Unleserlich gewordene Briefe aufzufrischen. Mit Tinte geschriebene Briefe oder sonstige Schriften, welche durch Salzwasser oder andere Unfälle unleserlich geworden sind, werden dadurch wieder leserlich gemacht, daß sie zuerst mit Salzsäure mittelst eines Schwammes und hierauf mit einer gesättigten Lösung von Blutlaugensalz bestrichen werden, durch welche Behandlung die unleserlich gewordene Schrift mit blauer Färbung wieder zum Vorschein kommt. Die Schriften werden zuletzt mit Wasser gut gewaschen, zwischen weißem Fließpapier gepreßt und an der Luft getrocknet.

Bewährter Eisenkitt. Zwei Teile Salmiak, 1 Teil Schwefelblumen und 16 Teile Gußeisenpulver werden gut gepulvert untereinander gemengt. 1 Teil dieses Pulvers wird mit 20 Teilen Schmiedeeisenfeile und mit Wasser zu einer Masse vereinigt, mit welcher man die Fugen im Eisen verkittet. Dieser Kitt stößt, bis er trocken ist, erstickende Dämpfe aus, weshalb man für Luftzug sorgen muß.

Mittel, Strohdächer gegen Feuersgefahr zu schützen. Man bediene sich folgenden Anstriches: 7 Teile Thonerde, 1 Teil Sand, 1 Teil Pferdemist und 1 Teil ungelöschter Kalk werden gemischt und



Monogramm E. S. in Kreuzstich-Stickerei.

zur Dicke eines gewöhnlichen Mauerkalkes geknetet. Hiermit übertüncht man sodann die Oberfläche des Strohdaches mittels einer Kelle, indem man dabei alle Ritzen und Spalten gut ausfüllt.

Glänzend weiße Anstrichfarbe. Ein Teil Damarharz löst man in 2 Teilen Terpentinöl und reibt mit dieser Flüssigkeit das Bleiweiß oder Zinkweiß auf dem Reibstein an und bringt endlich mit 90 Prozent Spiritus die Farbe auf die gehörige Konsistenz Mit dieser Farbe streicht man das vorher geölte Holz dreimal. Der Anstrich trocknet sogleich nach dem Auftragen, bleibt unter allen Umständen weiß, läßt sich mit Wasser und Seife abwaschen, ohne sich vom Holz abzulösen und hat einen vorzüglichen Glanz.

Um auf Glas zu malen schmelze man die nötige Menge gutes, reines Kolophonium in einem eisernen Topfe und setze ihm, wenn es ein wenig kalt geworden ist, soviel Terpentinöl zu, bis es dünnflüssig genug ist. Hierauf versetzt man diese Mischung mit den gewünschten Farben.

Hausarzt.

Keine Gesundheit bei Gefräßigkeit.

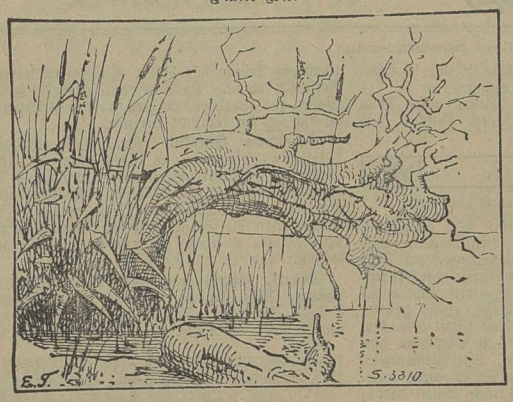
Ein einfaches Mittel gegen Warzen soll die Schmierseife sein. Das Mittel mag versucht werden. Man stelle sich mit der Seife eine Art von Pflaster her, indem man sie auf ein Stück Flanell aufstreicht und dieses des Nachts über auf die Wunde legt. Bei wem es angeht, der mag es auch am Tage tragen; er wird damit die Wirkung etwas beschleunigen. Wiederholt man diese Behandlung der Warzen etwa zwei Wochen lang, dann sind sie völlig weich geworden und lassen sich mit dem Fingernagel ohne Mühe und Schmerzen herausheben.

Das Gähnen ist ein vorzügliches Mittel zur Kräftigung des menschlichen Organismus. Tiefe Atemzüge sind als die Brust und Lungen stärkend längst anerkannt. Von ärztlicher Seite wird versichert, daß das Strecken der Arme und das Ausdehnen des Brustskeletts in Begleitung des Gähnens, wobei sich auch die Lunge ausdehnen muß, die beste Form der Zimmergymnastik für alle sei, vorzüglich aber für diejenigen, welche an erschwerter Atemnot leiden.

Gegen Nachtschweiße trinkt man vor dem Schlafengehen kalten leichten Thee aus Salbeiblättern, auch ein Glas Milch mit Beigabe von 1 Löffel Cognac ist sehr gut gegen angeführtes Übel.

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:3-171133730-61216334219001006-16/fragment/page=0011

Vexier-Bild.



Wo ist der Kranich?

Recht und billig. Zwei junge Leute aus der Gegend von Hoya, die vor etwa sechs Jahren nach Amerika auswanderten, scheinen in diesen wenigen Jahren ihre Muttersprache vollständig verlernt zu haben. Kürzlich kehrten sie in eine Gastwirtschaft in Verden ein. Nachdem sie sich, wie sie das in Amerika gelernt, niedergesetzt hatten, sagte der eine: „Give us to drink!" „Yes sir," antwortete der Gastwirt, der von der englischen Sprache einiges versteht, und gab den Jünglingen „zwei Klare". Dies wurde viermal wiederholt, dann zog der eine junge Mann recht protzig sein wohlgespicktes Portemonaie und fragte: „How much?" „Fourty Cents," antwortete der Gastwirt sprachgewandt. Jetzt fragte plötzlich der Zahler, der sich in der Zwischenzeit nur englisch mit seinem Kollegen unterhalten: „Wat? Is de Klare denn in de Twischentied so dür wor'n? Fröher köst he doch bloß fiew Pfennige." Der Gastwirt aber erwiderte schlagfertig: „Wenn Ji englisch drinken wöllt, denn möt Ji ok englisch betahlen!" — Jung Amerika sperrte Augen und Mund auf, zahlte und ging. Hinter ihm aber erdröhnten die Wände vom Gelächter der übrigen Gäste.

Im Gegenteil! Wilhelm Scherrelmann, der Modernsten einer, hat unter dem Titel „Anna Maria" Prosadichtungen veröffentlicht, von denen eine, die die Überschrift „Vision" trägt, folgendermaßen lautet: „Sonnenblumenblüten starren schmerzlich groß mit weiten offenen Augen in die sterbende Sonne. — So ernst und still wie die Kinder Leichen schauen . . . Meine Seele sitzt und sinnt, das Haupt geneigt. Sie taucht die Füße in die heilige Todesflut und wäscht und spült . . . Die Stille schluchzt. — Sie spült und spült und spült . . . Sonnenblumenblüten starren schmerzlich groß." „Hut ab vor solcher Poesie!" meint eine Litteraturzeitung hierzu sarkastisch. Im Gegenteil —: Hut ein . . .!

Neid. Pantoffelheld (einen zusammengerollten Stacheligel betrachtend): „Ach, wenn ich meiner Alten doch auch so kommen könnte!"

Resignation. Herr (zu einer jungverheirateten Dame): Sie haben viel zu übersehen in Ihrem neuen Wirkungskreis, nicht wahr, gnädige Frau?" — Junge Frau: „Mehr als Sie ahnen, lieber Freund."

Der schlaue Patient. Ein englischer Soldat, der nach einigen schweren, harten Wochen im rauhen Veldt mit Fieber ins Winburger Lazarett gesandt wurde, fühlte sich in der guten Pflege so wohl, daß ihm an seiner schnellen Genesung durchaus nichts gelegen war. Als der Doktor ihm eines Tages das Fieberthermometer in den Mund legte und ihm dann für kurze Zeit den Rücken zukehrte, nahm Tommy Atkins die gute Gelegenheit wahr und tauchte das Thermometer schnell in eine Tasse heißen Thees, die er eben erhalten hatte. Als der Arzt sich ihm wieder zuwandte, fand er den Fiebermesser natürlich im Munde des Patienten, und als er den „Fiebergrad" vom Thermometer ablas, brach er entsetzt in die Worte aus: „Sie sind zwar nicht schon tot, aber von Rechts wegen sollten Sie es sein!" Tommy blieb natürlich noch im behaglichen Hospital!

Im Winter. Student (längere Zeit von einem älteren Herrn fixiert): „Warum fixieren Sie mich so?" — Herr: „Ich sehe im Winter gerne was Grünes."

Ein boshafter Arzt. „Herr Doktor, ich glaube, meine Zunge ist geschwollen?" — Hausarzt: „Hatten gnädige Frau gestern vielleicht — Kaffeekränzchen?"

Am Postschalter. Junge Dame: „Haben Sie vielleicht einen Brief mit Chiffre „D 100". — Beamter: „D 100" habe ich nicht, aber „D D 100" — Junge Dame: „Das wird er schon sein; wissen Sie, mein Verehrer stottert ein bißchen."

Ja so! „Lieber Freund, du siehst in der letzten Zeit so schlecht aus — lebst du ihr schlechten Verhältnissen?" — „O nein, — meine Schwester hat in 14 Tagen Hochzeit und da lernt sie bei uns zu Hause noch schnell kochen!"

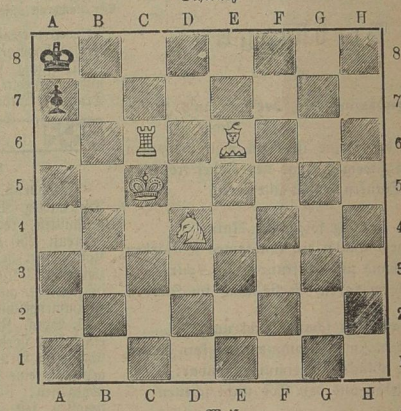
Vorsicht. Frau (die sehr oft ihre Köchin wechselt): „Du, Männchen, morgen früh bekommen wir eine neue Köchin!" — Mann: „Dann möchte ich dich doch bitten, sie mir morgen früh noch vorzustellen, denn wenn ich abends heimkomme, ist sie am Ende nicht mehr da!"

Boshafte Kritik. „Ist der Lustspieldichter Müller ein geistreicher Mensch?" — „Ich kenne nur seine Stücke!"

Schachaufgabe.

Von R. Naumann.

Schwarz.



Weiß. (4+2)

Weiß zieht an und setzt mit dem 3. Zuge Matt.

Scherzrätsel.

Ein Teil des Hauses, französisch genannt,
Doch allbekannt im deutschen Land.
Davor setz', was in jedem Haus
Zu finden, was dich lockt zum Schmaus.
Vor Beides setz' ein Schreckgespenst,
Das du aus der Geschichte kennst,
Das Wunden zeugt und grimmen Tod
Und ganze Länder bringt in Not
Das nimm als Kopf, doch streich dabei
Von den fünf Zeichen die letzten zwei.

Du wirst erstaunen sicherlich,
Zeigt plötzlich nun das Ganze sich.

Die Zeit bringt Rosen und Sonnenglanz,
Und auch das Ganze im Wechseltanz.
Man will es berechnen fein und schlau,
Doch wann es kommt, weiß Niemand genau.
Oft glaubt man bang, jetzt stellt es sich ein,
Doch heiter lacht der Sonnenschein.
Kommt's über uns, bringt's Sturmgebraus
Und sonsten noch viel Unheil und Graus,
Den schönsten Grand verliert man da,
Und schließlich besucht uns die Schwiegermama.

Rösselsprung.

	loos	de	wie's	gen		
en	ich	kla	auch	ne	thr	
soll	be	naht	den	wenn	ken	die	sind
nur	des	mein	mich	ster	er	fuß	wel
nicht	rum	lich	welt	ein	trat	ver	al
in	dem	ich	wa	gäng	lein	men	zer
	glei	all's	die	möcht	den	nicht	
		wurm	chen	schoß	blu		

Magisches Quadrat.

In die Felder nebenstehender Figur sind die Buchstaben AA, EEEE, II, LL, M, RR, SS, U derart einzutragen, daß die wagerechten und senkrechten Reihen gleichlautend sind und Wörter von folgender Bedeutung bilden: 1. Baum, 2. Nahrungsmittel, 3. Hauptstadt in Amerika, 4. Biblischer Name.

Worträtsel.

Ins schöne Erste kam ich hier,
Kauft' auf dem Ersten ein Zweites mir.
Und da mein Erstes ist das Zweite,
Bin ich auch meinem Ganzen das Zweite.

(Der Nachdruck unserer Original-Aufgaben ist verboten.)

Gedruckt und herausgegeben von Paul Schettler's Erben, Cöthen, Anh.
Verantw. Redakteur: Paul Schettler, Cöthen.

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:3-171133730-61216334219001006-16/fragment/page=0012

Nebraer Anzeiger

für Stadt und Umgegend.

Erscheint
Mittwoch und Sonnabend.
Abonnementspreis
vierteljährlich 1,05 Mk., pränumerando durch die Post oder andere Boten 1,20 Mk., durch die Briefträger frei ins Haus 1,45 Mk.

Gratisbeilagen:
Wöchentlich ein illustrirtes Sonntagsblatt und vierzehntägig eine landwirthschaftliche Beilage.

Insertionspreis
für die 1spaltige Korpus-Zeile oder deren Raum 10 Pf., Reklamen pro Zeile 15 Pf.
Inserate
werden bis Dienstag und Freitag 10 Uhr angenommen.

Amtliches Organ der königlichen und städtischen Behörden in Nebra a. U.

Nr. 80. | Nebra Sonnabend, 6. Oktober 1900. | 13. Jahrgang.

Die deutsche Antwort an China.

Ehe man sich noch recht darüber klar war, ob man den Brief des Kaisers Kwang-Süü an Kaiser Wilhelm für echt halten sollte, bringt Wolffs Tel. Büreau' bereits den folgenden Wortlaut der Antwort des deutschen Kaisers:

„30. September 1900. An den Kaiser von China! Ich, der deutsche Kaiser, habe das Telegramm Sr. Majestät des Kaisers von China erhalten. Ich habe daraus mit Genugthuung ersehen, daß Eure Majestät bestrebt sind, die schändliche, jeder Kultur hohnsprechende Ermordung Meines Gesandten nach Gebrauch und Vorschrift Ihrer Religion zu sühnen. Doch kann Ich als deutscher Kaiser und Christ diese Unthat durch Trankopfer nicht als gesühnt erachten. Neben Meinem ermordeten Gesandten ist eine große Zahl von Brüdern christlichen Glaubens, Bischöfe, Missionare, Frauen und Kinder vor den Thron Gottes getreten, die um ihres Glaubens willen, der auch der Meinige ist, unter Martern gewaltsam gestorben sind und als Ankläger Eurer Majestät erscheinen. Reichen die von Eurer Majestät behohlenen Trankopfer für alle diese Unschuldigen aus? Ich mache nicht Eure Majestät persönlich verantwortlich für die Unbill, welche gegen die bei allen Völkern für unantastbar geachteten Gesandtschaften verübt, noch für die schwere Kränkung, welche so vielen Nationen, Konfessionen und den Unterthanen Eurer Majestät, die Meinem christlichen Glauben angehören, zugefügt worden ist. Aber die Rathgeber des Thrones Eurer Majestät, die Beamten, auf deren Häuptern die Blutschuld des Verbrechens ruht, das alle christlichen Nationen mit Entsetzen erfüllt, müssen ihre Schandthat büßen, und wenn Eure Majestät sie der verdienten Strafe zuführen, so will Ich dies als eine Sühne betrachten, die den christlichen Nationen genügt. Wollen Eure Majestät Ihren kaiserlichen Arm dazu leihen und hierbei die Unterstützung der Vertreter aller beleidigten Nationen genehmigen, so erkläre Ich Mich Meinerseits damit einverstanden. Auch würde Ich die Rückkehr Eurer Majestät nach Ihrer Hauptstadt Peking zu diesem Zweck gern begrüßen. Mein General-Feldmarschall Graf v. Waldersee wird den Befehl erhalten, nicht nur Eure Majestät nach Rang und Würde ehrenvoll zu empfangen, sondern auch Eurer Majestät jeden militärischen Schutz zu gewähren, den Sie wünschen und dessen Sie vielleicht auch gegen die Rebellen bedürfen. Auch Ich sehne Mich nach Frieden, aber nach dem Frieden, der die Schuld sühnt, das begangene Unrecht in vollem Umfang und nach jeder Richtung wieder gut macht und allen Fremden in China volle Sicherheit bietet an Leib und Leben, an Hab und Gut, besonders aber zu freier Ausübung ihrer Religion. Wilhelm I. R."

Dazu bemerkt die „Köln. Ztg.": Diese Antwort bewegt sich vollständig in den Bahnen, die auch in den vorhergehenden Kundgebungen des Deutschen Reiches befolgt worden sind. Sie ist von größter Entschiedenheit in der Frage der Sühne, maßvoll aber in der geforderten Ausdehnung der Strafe. Es lag auf der Hand, daß das vom Kaiser von China ausgesprochene Bedauern in Verbindung mit zeremonieller Ehrung der Opfer niemals als ein Aequivalent für die Schandthaten betrachtet werden konnte, die in China begangen worden sind. Dies hat der Kaiser wieder auf das eindringlichste ausgesprochen, und wenn seine Worte von höchster Deutlichkeit waren und Schandthaten als das bezeichneten, was sie sind, nämlich als Schandthaten, so begrüßen wir diese rückhaltlose Offenheit als das einzige vielleicht noch wirksame Mittel, um die Chinesen zu einer richtigen Erfassung der Lage zu bringen, die sie sich selbst geschaffen haben. Die kaiserliche Depesche weist zutreffend darauf hin, daß nur durch eine wirkliche und ausreichende Sühne die Wiederkehr solcher Ereignisse unmöglich gemacht und den Ausländern Sicherheit der Person, der Habe und des Glaubens gewährleistet werden könne. Wenn wir sagten, daß die Depesche des Kaisers sich auch durch Maßhalten auszeichne, so tritt dies in erster Linie dadurch hervor, daß der Kaiser von vornherein darauf verzichtet, den Kaiser von China für das Geschehene verantwortlich zu machen, sondern daß er ganz im Sinne der Bülowschen Note sich an die Rathgeber hält, die die Verbrechen herbeigeführt haben. Auch in bezug auf die Verhandlungen zeigt der Kaiser dasselbe Entgegenkommen, indem er dem Herrscher Chinas volle Sicherheit verbürgt und alle seinem Rang entsprechenden Ehrungen, wenn er nach Peking zurückkehren und dort die Verhandlungen mit den Vertretern der Mächte aufnehmen will. Indem der Kaiser die Rückkehr nach Peking anregt, hat er ein praktisches Mittel gezeigt, wodurch die Friedensverhandlungen ungemein beschleunigt und auf eine nützliche Grundlage gestellt werden können. Mit der kaiserlichen Depesche ist den Chinesen, soweit das bei ihnen überhaupt möglich ist, jede Ausflucht genommen worden, und sie werden nun Farbe bekennen müssen, ob es ihnen ernst ist mit ihren Erklärungen der Reue und ihrer Bereitwilligkeit, Sühne zu gewähren, oder ob wir es abermals nur mit einer jener verlogenen Spiegelfechtereien zu thun haben, in denen die Chinesen Meister sind.

Politische Rundschau.

Die chinesischen Wirren.

* Kaiser Wilhelm hat das Friedensgesuch des Kaisers Kwang-Süü bereits beantwortet. Er hält das Angebot der Trankopfer ꝛc. als keine genügende Sühne für die Ermordung Ketelers und der vielen Missionare, Fremden und Christen in China, macht aber den Kaiser nicht persönlich, sondern dessen Ratgeber verantwortlich, die der verdienten Strafe für ihre Blutschuld zugeführt werden müßten; dies würde Kaiser Wilhelm als eine Sühne betrachten, die den christlichen Nationen genügt. Das Schreiben schließt: „Auch würde Ich die Rückkehr Eurer Majestät nach Ihrer Hauptstadt Peking zu diesem Zweck gern begrüßen. Mein General-Feldmarschall Graf v. Waldersee wird den Befehl erhalten, nicht nur Eure Majestät nach Rang und Würde ehrenvoll zu empfangen, sondern auch Eurer Majestät jeden militärischen Schutz zu gewähren, den Sie wünschen und dessen Sie vielleicht auch gegen die Rebellen bedürfen. Auch Ich sehne Mich nach Frieden, aber nach dem Frieden, der die Schuld sühnt, das begangene Unrecht in vollem Umfang und nach jeder Richtung wieder gut macht und allen Fremden in China volle Sicherheit bietet an Leib und Leben, an Hab und Gut, besonders aber zu freier Ausübung ihrer Religion."

* Gegenwärtig steht der Telegrammwechsel zwischen dem Kaiser Kwang-Süü und dem deutschen Kaiser im Mittelpunkt des Interesses. Allgemein wird anerkannt, daß Kwang-Süü die Sache zu harmlos auffaßt (man hält übrigens Li-Hung-Tschang für den Verfasser jener Depesche), während Kaiser Wilhelms Sprache einfach und würdig sei. In der Kürze der Zeit konnten natürlich politische Folgen des Depeschenwechsels noch nicht in die Erscheinung treten; die Anschauungen darüber, was nun geschehen werde, gehen in der Presse des In- und Auslandes weit auseinander. Man befürchtet teilweise, daß nun einzelne Mächte einen Sonderfrieden mit China schließen werden. Aus Paris verlautet, gleich Deutschland wollen nunmehr (unter gewissen Bedingungen) auch andere Mächte dem Chinesenkaiser ihren Schutz versprechen, schon damit es nicht aussehe, als ob Kwang-Süü unter deutschem Protektorat stehe.

* Während man glauben müßte, Li-Hung-Tschang sei bereits in Peking eingetroffen, kommt aus Tientsin vom 29. v. die Meldung, daß der Witzekönig seine Absicht, nach Peking zu gehen, aufgegeben: Es verlautet, daß er Unterhandlungen mit dem russischen Gesandten beginnen wird, sobald der letztere in Tientsin ankommt, was inzwischen bereits geschehen sein muß.

* Die Degradierung des Prinzen Tuan und anderer hoher Beamter ist dem chinesischen Gesandten in Washington bestätigt worden.

Deutschland.

* In München fand am Dienstag die standesamtliche Eheschließung des Prinzen Albert von Belgien mit der Herzogin Elisabeth von Bayern statt.

* Der Entwurf von Bestimmungen über die Herstellung ausreichender und geeigneter Sitzgelegenheit in offenen Verkaufsstellen hat folgenden Wortlaut: 1) In denjenigen Räumen der offenen Verkaufsstellen, wo die Kundschaft bedient wird, sowie in den zu solchen Verkaufsstellen gehörenden Schreibstuben (Kontoren) muß für die daselbst beschäftigten Gehilfen und Lehrlinge eine nach der Zahl dieser Personen ausreichende Sitzgelegenheit vorhanden sein. Für die mit der Bedienung der Kundschaft beschäftigten Personen muß die Sitzgelegenheit so eingerichtet sein, daß sie auch während kürzerer Arbeitsunterbrechungen benutzt werden kann. 2) Die Beignis der Polizeibehörden bleibt unberührt, im Wege der Verfügung für einzelne offene Verkaufsstellen oder durch allgemeine Anordnung für die offenen Verkaufsstellen ihres Bezirkes zu bestimmen, welchen besonderen Anforderungen die Sitzgelegenheit in Rücksicht auf die Zahl der Personen, für welche sie bestimmt ist, sowie hinsichtlich ihrer Lage und Beschaffenheit genügen muß.

* Mit dem 1. Oktober trat das Reichsgesetz vom 21. Mai 1900, betreffend die Patentanwälte, in Kraft. Nach § 19 dieses Gesetzes ist von jetzt an niemand mehr berechtigt, sich als „Patentanwalt" zu bezeichnen oder sich auch nur einen ähnlichen Titel beizulegen, ohne beim Kaiserlichen Patentamt in die Liste der Patentanwälte eingetragen zu sein.

* Ein Verband der Aerzte Deutschlands zur Wahrung ihrer wirtschaftlichen Interessen hat sich gebildet. Der Verband erläßt an sämtliche Aerzte einen Aufruf zum Beitritt; er befürwortet einen Zusammenschluß der Aerzteschaft, besonders zur Besserung der kassenärztlichen Verhältnisse.

* In Elsaß-Lothringen haben am Sonntag die Bezirkstagswahlen stattgefunden. Das Ergebnis liegt bisher nicht vollständig vor, nur soviel ist erkennbar, daß die Protestler, die in manchen Kreisen Lothringens, auch in der Stadt Metz, der Wahl ferngeblieben zu sein scheinen, in anderen Orten, wo sie ihre Stimmen in die Wagschale warfen, keinen Erfolg zu erzielen vermocht haben. Auch die Sozialdemokraten haben bis jetzt keinen Erfolg zu verzeichnen.

Frankreich.

* Der französische Minister des Auswärtigen Delcassé hat ebenfalls ein Zirkularschreiben an die Mächte gerichtet, das ein ziemlich eingehendes Programm der zu ergreifenden Maßnahmen in der Chinafrage enthält. Der französische Staatsmann wird zwar den deutschen Forderungen durchaus gerecht, schlägt aber vor, unbeschadet der Genugthuungsforderung, sofort die Verhandlungen mit den ernannten chinesischen Unterhändlern einzuleiten.

* Von der marokkanisch-französischen Grenze wird wieder einmal ein Zwischenfall berichtet. Nach einer Meldung der „Agence Havas" griffen Marokkaner in der Nacht zum 30. September die Station Duveyrier an; es sind von französischer Seite Verstärkungen dahin abgesandt worden.

England.

* Nach den bisherigen Wahlergebnissen in England gewinnt es den Anschein, als ob das Ministerium im ganzen gut abschneiden würde.

Belgien.

* Dem „Etoile Belge" zufolge kam es in Velverde zu einem heftigen Streit zwischen neu ausgehobenen Rekruten, die einer sozialistischen Versammlung beiwohnen wollten, und den Soldaten der Garnison, die dieses nicht zulassen wollten. Nachdem zur Unterstützung der letzteren eine Truppenabteilung herbeigeeilt war, gelang es dieser, die Rekruten wieder nach der Kaserne zu bringen. Sieben Rekruten wurden in Arrest abgeführt.

Spanien.

* Der Kriegsminister wird trotz der Reform der Artillerie und der Schaffung von Verteidigungswerken auf den kanarischen Inseln in seinem Budget Ersparnisse machen. Der Marineminister beschäftigt sich mit einem Entwurf betr. den Bau einer Flotte, für die 550 Millionen erforderlich sein werden.

Balkanstaaten.

* Den Entweichungen hoher türkischer Würdenträger aus dem Bereiche der Gewalt des Beherrschers der Gläubigen, die in den letzten Monaten mehrfach vorgekommen sind, schließt sich eine neue an. General Osman Pascha — einer der Generaladjutanten des Sultans — der beförchtete, verhaftet zu werden, hat heimlich Konstantinopel verlassen und ist auf einem französischen Dampfer in Marseille angekommen.

* Prinz Georg von Griechenland hat sich nach Rußland begeben, um den Zaren für seine Pläne bezüglich Kretas günstig zu stimmen.

Amerika.

* Die Bevölkerung Limas, der Hauptstadt von Peru, faßte den Entschluß, den früheren Finanzminister Balaunde, der angeblich 20 000 Pfund Staatsgelder unterschlagen haben soll, zu lynchen. Das Militär schritt gegen die Volkshaufen ein; 100 Personen wurden verletzt.

Afrika.

* Vom Kriegsschauplatz ist nichts zu berichten. Die Nachricht, daß die Boeren bei Lindley ein kleines englisches Piket angegriffen haben, ist nur dadurch bemerkenswert, daß ein Boer, den man gefangen nahm, die Uniform der Reiter Brabants trug. Es ist eine Bekanntmachung erlassen, in welcher jedem Boeren, welcher in englischer Uniform betroffen wird, mit Erschießung gedroht wird. Ferner haben die Boeren angeblich 20 Eingeborene bei Lindley erschossen, was unter den Schwarzen großen Schrecken erregt haben soll.

* Der Abzug der englischen Truppen aus Südafrika scheint jetzt in größerem Umfange zu beginnen. Eine ganze Gardebrigade hat Komatipoort verlassen und kehrt nach England zurück.

* Präsident Krüger zeigt sich für die portugiesische Gastfreundschaft erkenntlich. Der Generalgouverneur von Mozambique übermittelte dem König Karlos auf den Wunsch des Präsidenten Krüger dessen Glückwünsche zum Geburtstag des Königs und der Königin (28. September) sowie den Dank Krügers für die Gastfreundschaft, die er im Hause des Gouverneurs zu Laurenzo Marques genossen.

Die Heldinnen von Transvaal.

Im Pariser „Matin" rühmt der Kriegsberichterstatter Jean Carrere das heldenmütige Benehmen der Boerenfrauen in der Zeit der höchsten Not. Der tapfere Botha hatte seinen Truppen eine kurze Rede gehalten: „Ich will nur die bei mir behalten, die entschlossen sind, ohne Schwäche zu kämpfen; wer sich also ergeben will, kann in der Stadt bleiben." Etwas beschämt traten einige unter dem Vorwand zurück, daß ihre Frauen sie brauchten. Nun mußte man sehen, wie die Frauen die sich Unterwerfenden empfingen. Alte, ganz zitterige Boerenfrauen und junge, die Bäuerinnenhauben trugen, erwarteten sie mit dem Besen. „Feiglinge! Kanaillen! Ihr nennt euch Männer? Seid daher Bürger der Südafrikanischen Republik, und wir hätten also das Recht, unsere Farben zu tragen. „Gnädige Frau," sagte der Offizier etwas ärgerlich, „der Krieg ist keine Sache zum Lachen." „Das ist möglich, mein Herr," antwortete ich ihm, „aber es wird Ihnen nicht gelingen, uns zum Weinen zu bringen."

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:3-171133730-61216334219001006-16/fragment/page=0013